

20. 9. 1926

Stadt  
Bücher  
Haus

# Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

7. Jahrg.

September 1926

Heft 6

Der  
Ae tu shof



PJUNIE

---

Verlag: Georg Stilke, Berlin NW 2

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden  
für Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken

# Louis Schröder

Danzig, Große Scharnachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potrykus & Fuchs)

Telefon 1658

## Kunsthandlung

[571]

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

## Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

— Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten —



Standard

Phoenix

der

deutsche

**Tennis - Turnier - Ball**

Harburger Gummiwaren-Fabrik

Phoenix A.G.

Harburg-Elbe

[561]

# KAUFHAUS Sternfeld

- DANZIG -  
LANGGASSE

LANGFUHR  
- AM MARKT -

Wirtschaftsmagazin Langgasse 75



DAS GRÖSSTE MODERNE  
KAUFHAUS DES FREISTAATES

\*

554]

WEITERE GESCHÄFTE IN  
**KÖNIGSBERG**  
**CRANZ**  
**NEUKÖLLN**

\*

EIGENES EINKAUFSHAUS IN BERLIN

==== Sport-Artikel =====  
**Herren-Konfektion**  
**Kieler Knaben-Konfektion**  
**Strickjacken \* Jumpers**  
**Herren-Maß-Schneiderei**



**C A R L R A B E**

Danzig / Langgasse 52

Zoppot / Seestrasse 48

[555]

## **Luftkurort Oliva**

Herrlicher Aufenthalt \* Seltene Vereinigung von  
Berg, Wald und Meer \* Alte Klosterkirche \* Aus-  
sichtsplätze \* Schloß und prächtiger Park

## **Ostseebad Glettkau**

mit Kurhaus, Bad, Segelgelegenheit, Dünen

==== leicht erreichbar ===

Große Sportanlagen

[503]

Tennisplätze in Oliva und Glettkau

Glänzende Autoverbindung in die Umgebung  
Elektrische und Eisenbahn nach Danzig

# Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

7. Jahrg.

September 1926

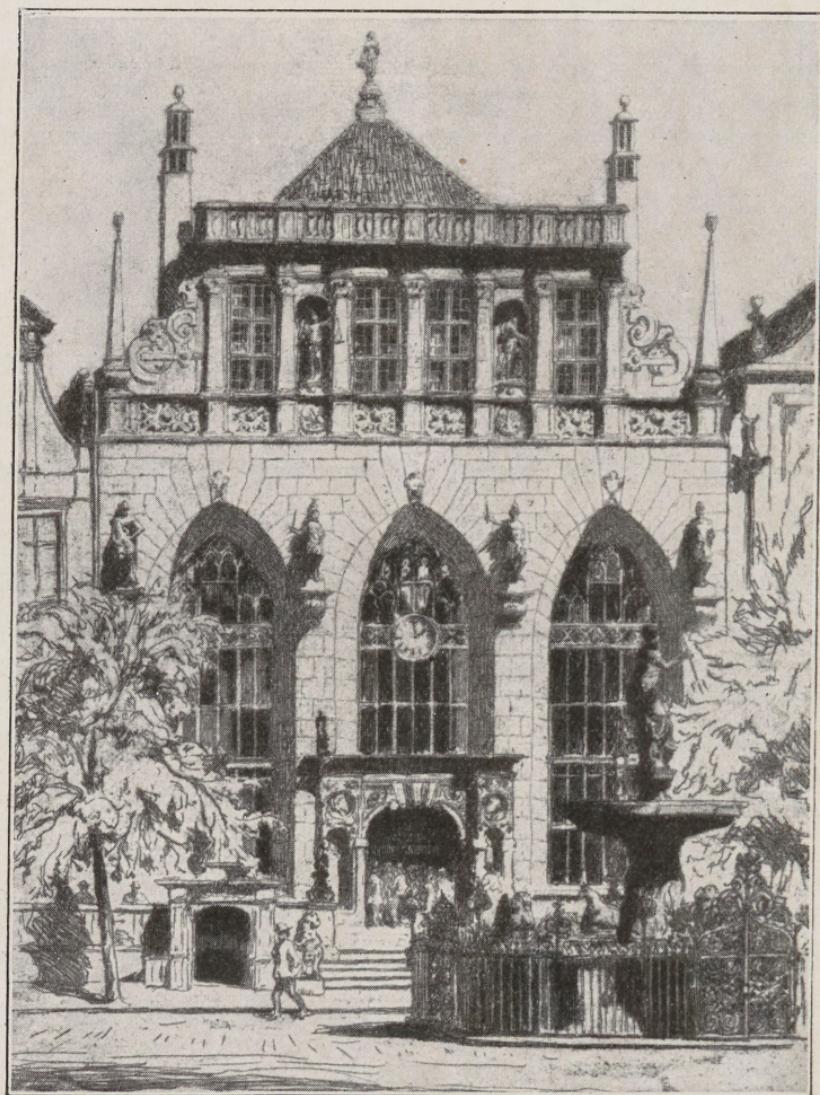
Nr. 6

Deutscher Bürgersinn hat den Artushof als Stätte  
bejahender Lebensfreude geschaffen. In seinem  
reichen Schmuck spiegelt sich Danzigs Geschichte wider,  
von der ältesten Plastik „Ritter Georg“ bis zur Flagge  
des Kreuzers Danzig. Seit der Abtrennung des  
Freistaates vom Deutschen Reich hat der Artushof  
als stolzester Festraum der alten Hansestadt neues  
Leben gewonnen. Den Kongressen, die viele liebe  
Gäste nach Danzig bringen, entbietet im Artushof  
der Senat Gruß und Willkomm. Ich begrüße es  
aus diesem Grunde mit besonderer Freude, daß die  
„Ostdeutschen Monatshefte“ dieses Sonderheft dem  
Artushof widmen; möge sein Inhalt das Interesse  
für dieses stolze Bauwerk und seine wertvollen Kunstu-  
werke in weite Kreise tragen.

Danzig, den 28. Juli 1926.

Dr. Heinrich Salmer

Präsident des Senats.



Artushof

Nach einer Radierung von Berthold Hellingrath

# Der Ursprung des Danziger Artushofes

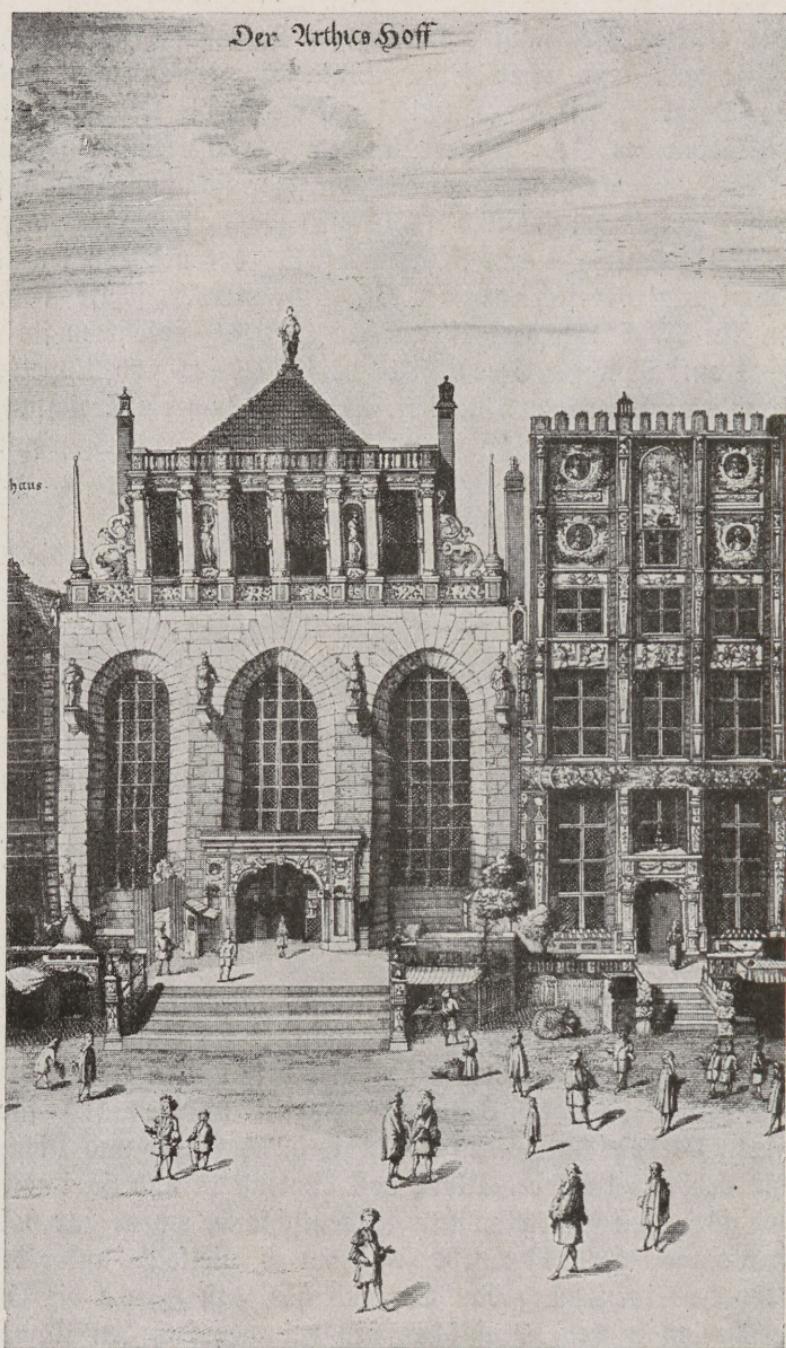
Von Dr. Erich Keyser.

Der zeitliche Ursprung des Danziger Artushofes ist nicht genau zu bestimmen, denn über seine Entstehung fehlen alle Quellen. Nur der Vergleich mit der Entwicklung, welche die Artushöfe in anderen Städten des Ordenslandes und an der Ostseeküste genommen haben, läßt vermuten, daß auch der Danziger Hof spätestens auf das Jahrzehnt zwischen 1320 und 1330 zurückgeführt werden darf. Er diente dem gesellschaftlichen Zusammenschluß der vornehmsten Kreise des Patriziats, die sich zu der St. Georgs-Bruderschaft vereinigt hatten. In St. Georg, dem ritterlichen Heiligen, verehrten sie ihren Schutzpatron. Ihm zu Ehren stifteten sie Altäre und Kapellen in der Hauptpfarrkirche der Stadt, St. Marien. Auch die Errichtung des St.-Georg-Hospitals, das schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts auf der Altstadt, an der heutigen Elisabeth-Kirchengasse, gelegen war, kann wohl jenen Kreisen zugeschrieben werden.

Außer ihren religiösen Obliegenheiten wandten sich die Großkaufleute Danzigs geselligen Zielen zu. Möchten sie einst selbst ritterlichen Geschlechtern entstammen oder bürgerlicher Herkunft sein, gleichviel, im Sinne jener Zeit widmeten sie sich ritterlichen Uebungen, Turnieren und festlichen Tafelfreuden. In Flandern, mit dem das Weichselland damals schon einen lebhaften Handelsverkehr unterhielt, und in den Städten des Mutterlandes, wie in der Gegend um Magdeburg, in der ein großer Teil der preußischen Bürger beheimatet war, wurde eine lebhafte bürgerliche Gesellschaft gepflegt. Manche Formen des geselligen Zusammenschlusses mögen von dorther nach Danzig übertragen sein. Aber auch andere Einflüsse machten sich geltend.

In England pflegten die ritterlichen Spiele seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in zunehmendem Umfange im Namen des Königs Artus abgehalten zu werden, eines viel besungenen Helden der altbrettonischen Volksage. Bestimmte Regeln bildeten sich für den geselligen Verkehr aus, deren Kenntnis durch Lieder und Dichtungen weithin verbreitet wurde. Ulrich von Lichtenstein und Hartmann von der Aue förderten den Artus Kult in Deutschland, wo er gar bald mit der Gralsage verwoben wurde. So kam es, vielleicht unter der unmittelbaren Einwirkung von England her, daß gerade die Georgsbruderschaften in den preußischen Städten mehrfach den Namen der Artushöfe auf sich übertrugen und auch die ihren Zusammenkünften dienenden Gebäude also benannten. In Thorn begegnet uns ein Artushof um 1310, in Elbing 1319. Auch in Kulm, Braunsberg, Königsberg und Marienburg waren einst Artushöfe vorhanden. Außerhalb Preußens sind sie bisher nur aus Stralsund, Reval und

## Der Artus's Hoff



Alter Stich des Artushofes 1687

Riga bekannt geworden. Der enge Verkehr mit den ritterlichen Ordensbrüdern mag in den Städten des Weichsellandes die Nachahmung ritterlicher Gebräuche besonders gefördert haben.

In Preußen wurde es auch zuerst üblich, für die geselligen Zusammenkünfte der Georgsbrüderschaften eigene Gebäude zu errichten. Wann der älteste Danziger Artushof erbaut wurde, ist nicht bekannt. Erst im Jahre 1350 wird er zufällig genannt, als der



Die St. Georgshalle

Ratsherr Johann Walrabe am Georgstage jenes Jahres eine größere Summe zu Grundzins auf ihn ausgab. Vielleicht war das Geld zu irgendwelchen Bauten aufgenommen worden.

Im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts, vielleicht gleichzeitig mit dem Beginn des Rathausbaues, scheint dieser alte Artushof einem Neubau gewichen zu sein. Im Jahre 1379 waren an ihm auf Kosten des Rates die Maurer Peter und Frederich tätig. Auch nahmen die Georgenbrüder von dem Rat in den Jahren 1374 und 1387 Geld auf, das sie zu Östern und Michaelis mit je 10 Mark = 300 Reichsmark zu verzinsen hatten. Ueber die Gestalt dieses Neubaues ist

nichts mehr zu ermitteln. Er ging von dem Langen Markt bis zur Brodbänkengasse durch und war längere Zeit das einzige „Steinhaus“ der Stadt.

Im Zusammenhang mit diesem Neubau scheint auch die älteste noch erhaltene Ordnung des Artushofes erlassen zu sein. Sie ist in die Zeit um 1380 zu setzen. Der Hof war damals nur den Großkaufleuten geöffnet. Handwerker, Bierschenker, Kleinkrämer und Angestellte waren von seinem Besuch ausgeschlossen. Sieben Knechte und vier Jungen hatten die Gäste zu bedienen, die sich von der Vesperzeit ab in dem Hofe versammelten. Die Aufsicht hatten zwei Hofverweser inne, die wiederum vier Vorstehern Rechenschaft schuldig waren. Die Gesamtverwaltung des Artushofes oblag diesen vier Vorstehern, vier Ältesten und vier Ratsherren. Erst im Jahre 1421 wurde eine neue Hofordnung aufgestellt, die das Verhalten während der Trinkgelage genauer regelte. Da inzwischen der Kreis der Besucher beträchtlich erweitert war, hatten sich die vornehmen Georgenbrüder, ohne die Verbindung mit dem Artushof gänzlich zu lösen, in einen anstoßenden „Kleinen Hof“ zurückgezogen, in dem sie ihrer besonderen Geselligkeit nachgingen. Im Jahre 1410 hatten sie sich eine eigene Sitzung gegeben.

Eine bedeutsame Veränderung in der Geschichte des Artushofes trat erst im Jahre 1476 ein. In der Nacht vom 27. zum 28. Dezember brannte der „Große Hof“ ab. Bei den Löscharbeiten büßten mehrere Leute durch Einsturz des Giebels ihr Leben ein. Wenige Monate später, in der Nacht vom 2. zum 3. April 1477, traf das gleiche Schicksal den „Kleinen Hof“. Die Zusammenkünfte wurden daraufhin in ein Wohnhaus in der Langgasse gegenüber dem Rathause verlegt.

Mit dem Neubau des Artushofes wurde sogleich begonnen. Indem das Nachbargrundstück des Alexander Schonau, das zwischen dem alten Artushof und dem heutigen Grundstück Langer-Markt 43 lag, hinzuerworben wurde, erhielt der Raum eine beträchtliche Vergrößerung. Die Arbeiten dauerten mehrere Jahre an. Ende 1479 waren der Dachstuhl und die Gewölbe fertiggestellt. Die innere Einrichtung zog sich noch längere Zeit hin. Erst am 2. Dezember 1481, am Sonntag vor St. Barbara, konnte zum ersten Male auf dem neuen Artushofe Bier geschenkt werden. Mit dem Neubau kehrte neues Leben in die Artushofbrüderschaft ein. Sie gliederte sich bald darauf in mehrere Banken, von denen die Reinholdsbank, die Marienburger Bank, die Heilige-Dreikönigs-Bank und die Christopher-Bank besonders beliebt waren. Dagegen zog sich die alte Georgenbrüderschaft fortan völlig von dem Artushofe zurück und erbaute sich am Langgassertor in den Jahren 1487—1494 ein eigenes Klubhaus, die St. Georghalle.

# Der Artushof

## Eine baugeschichtliche Studie

Von Prof. Dr.-Ing. Karl Gruber

Es gibt wohl keine alte deutsche Stadt von einiger Bedeutung, in der nicht ein geräumiger Saalbau vorhanden gewesen wäre, der den Bürgern zu ihren politischen Versammlungen aber auch zur Abhaltung ihrer Feste gedient hätte.

Dieser Saal bildete den Hauptraum der ältesten Rathäuser, z. B. in Gelnhausen, Minden, Freiburg oder Münster i. W., die zweigeschossige Bauten waren mit einem Erdgeschoß, das als Kauf- und Gerichtshaus, und einem einräumigen Obergeschoß, das als Bürgersaal benutzt wurde.

Im Laufe der Entwicklung, bei zunehmender Wohlhabenheit der Städte, spalteten sich von diesem allen gemeinsamen Zwecken dienenden Rathaus besondere Bautypen ab, die, wie das Rathaus, als Hauptraum einen das obere Geschoß einnehmenden Saal besitzen. Das Tanzhaus in Marburg, das Hochzeitshaus in Hameln, das Tanzhaus in Rothenburg sind hierfür charakteristische Beispiele, deren Bestimmung als Festraum der Bürger schon aus ihrem Namen hervorgeht. Auch die Obergeschosse der Kaufhäuser dienten vielfach ähnlichen Zwecken.

Im Osten, in den Ländern des Ordens, nimmt diese Entwicklung besondere Formen an. Die Kunst und Kultur des Ordens bleibt nicht ohne Einfluß auf die unter dem Schutz der Ritter rasch emporblühenden Städte.

Dieser Einfluß bleibt so stark, daß, auch lange nachdem seine politische Grundlage zerstört ist, der Geist der Ordenskunst auch in den bürgerlichen Bauten lebendig bleibt.

Die besondere Note der ostdeutschen spätmittelalterlichen Architektur — ihre straffe Haltung, wie sie etwa aus dem spätgotischen Umbau der Marienkirche oder aus der Trinitatiskirche spricht, ist nichts anderes wie das Weiterwirken der Baugesinnung aus der Blütezeit des Ordens, die in den stolzen Bürgergeschlechtern der deutschen Ordensstädte einen neuen Träger gefunden hatte. Der herben Größe dieser Kunst fehlt alles Kleinbürgerliche und Liebenswürdige; sie unterscheidet sich dadurch von dem Charakter der spätmittelalterlichen Baukunst der südlichen und westlichen Gebiete unseres Vaterlandes.

In den rasch wachsenden Kolonialstädten des Ostens bleibt der Einfluß der Kaufmanns- und Patriziergeschlechter viel stärker erhalten, wie in den Städten des Westens, in denen sich die Handwerker frühzeitig politischen Einfluß erkämpften. In diesem Land

der Ritter, in dem die ritterlichen Ideale des frühen Mittelalters ein so zähes Leben führten, wollen auch die städtischen Patrizier Ritter sein. Die Tafelrunde des Königs Artus wird das Vorbild für ihren gesellschaftlichen Zusammenschluß — das Tanz- und Hochzeitshaus der mittelalterlichen Stadt wird im Ordensland zum Junkerhof zum König-Artushof.

So entsteht als Frucht der starken Bautätigkeit, die unter der noch wohlgeordneten Verwaltung des Ordens sich in der Rechtsstadt regt — etwa gleichzeitig mit den Bauten der Marienkirche, der Stadtbefestigung und des Rathauses —, um die Mitte des 14. Jahrhunderts die curia regis arthui des unter dem Schutz des ritterlichen Heiligen St. Georg in der Georgenbrüderschaft zusammengeschlossenen Patriziats.

Wie der älteste Artushof des 14. Jahrhunderts ausgesehen hat, wissen wir nicht. Immerhin ist es möglich, sich von seinem Umfang und ungefähren Aussehen ein Bild zu machen. In der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember 1476 ist er abgebrannt bis auf die Gewölbe, und der einstürzende Giebel erschlug eine Anzahl Menschen. Daraus können wir schließen, daß er ein steinerner Bau gewesen ist. Er muß aus zwei Teilen bestanden haben — denn es wird ein vom ersten Brand noch unberührter Rest, „der kleine Hof“, noch weiter benutzt, bis ein zweiter Brand, drei Monate später, auch ihn vernichtet.

Als nun der Rat den Wiederaufbau als städtisches Unternehmen in die Hand nimmt, erwirbt er zunächst ein an den Artushof angrenzendes, dem Alexander Schonau gehöriges Grundstück.

Wo lag dieses Grundstück? Hat es die Grundfläche des heutigen Artushofes quer oder längs geteilt? Ist der älteste Artushof schon bis zur Brotbänkengasse durchgegangen?

Über diese Frage geben uns die alten, bis ins 14. Jahrhundert zurückgehenden Grünbücher der Stadt Auskunft. Danach lag das Grundstück des Alexander Schonau auf der östlichen Seite des Artushofes, etwa ein Drittel von dessen heutiger Breite einnehmend, wenn man ihm die normale Breite von 5 m der Grundstücke am Langen Markt beimäßt. Es ist ebenso wie der Artushof vom Langen Markt bis zur Brotbänkengasse durchgegangen<sup>1)</sup>. Abb. 1 veranschaulicht den rekonstruierten Lageplan des alten Artushofes, für den dann noch die Breite von etwa 13 m übrigbliebe, was etwa der Breite eines zweischiffigen, gewölbten Bauorganismus entsprechen würde.

Wenn wir uns ein Bild vom äußeren Aussehen dieses Artushofes machen wollen, sind wir auf den Vergleich mit ähnlichen erhaltenen Bauten anderer Städte angewiesen.

<sup>1)</sup> Ich verdanke diese Auskunft Herrn Staatsarchivrat Dr. Keyser.

Die Artushöfe der anderen Ordensstädte: Thorn, Culm, Elbing, Braunsberg und Königsberg, sind verschwunden — aber in den livländischen Ordensstädten, in Reval und Riga, haben sie sich erhalten. Der berühmte Artushof in Riga, das Schwarzhäupterhaus, gleicht in seinem Aussehen und in seinen Ausmaßen eher dem heutigen Artushof von Danzig als dem schmaleren, älteren des 14. Jahrhunderts.

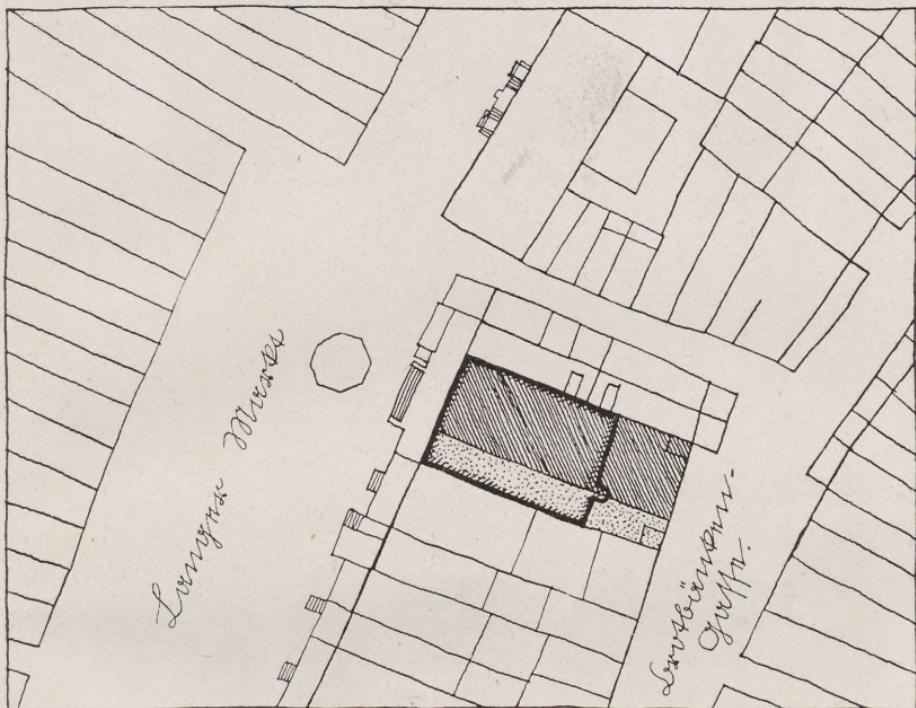


Abb. 1. Lageplan des Artushofes

schwarz umrandet: Der heutige Artushof; schraffiert: Das Grundstück des älteren Artushofes; punktiert: Das Grundstück des Alexander Schonau

Dagegen besitzt Reval in seinem „Haus der großen Gilde“ (Abb. 2) ein Gebäude, das ähnliche Ausmaße wie der älteste Danziger Hof besitzt, und das wir ruhig als einen diesem verwandten Bautyp bezeichnen können. Das Revaler „Haus der großen Gilde“ ist ein eingeschossiger, zweischiffiger, gewölbter Steinbau, dessen Grundriss in zwei Räume — einen vorderen und einen hinteren Saal — zerfällt.

Wenn wir uns den ältesten Artushof Danzigs ebenfalls in dieser Weise geteilt denken, so würde sich die Tatsache, daß ein Teil des Hofes nach dem ersten Brand noch benutzt werden konnte, vielleicht so erklären, daß es sich dabei um den hinteren Raum gehandelt hat, der beim ersten Brand nicht beschädigt worden war.

Der vom Rat in den Jahren 1478—1481 errichtete dreischiffige Neubau ist der heutige Artushof (s. S. 512). Es handelt sich dabei um einen völligen Neubau vom Keller bis zum Dach. Irgendwelche Reste eines älteren Baues sind — da er auf einer breiteren Grundfläche nach einem neuen Plan errichtet wurde — an keiner Stelle, auch nicht im Keller, festzustellen.

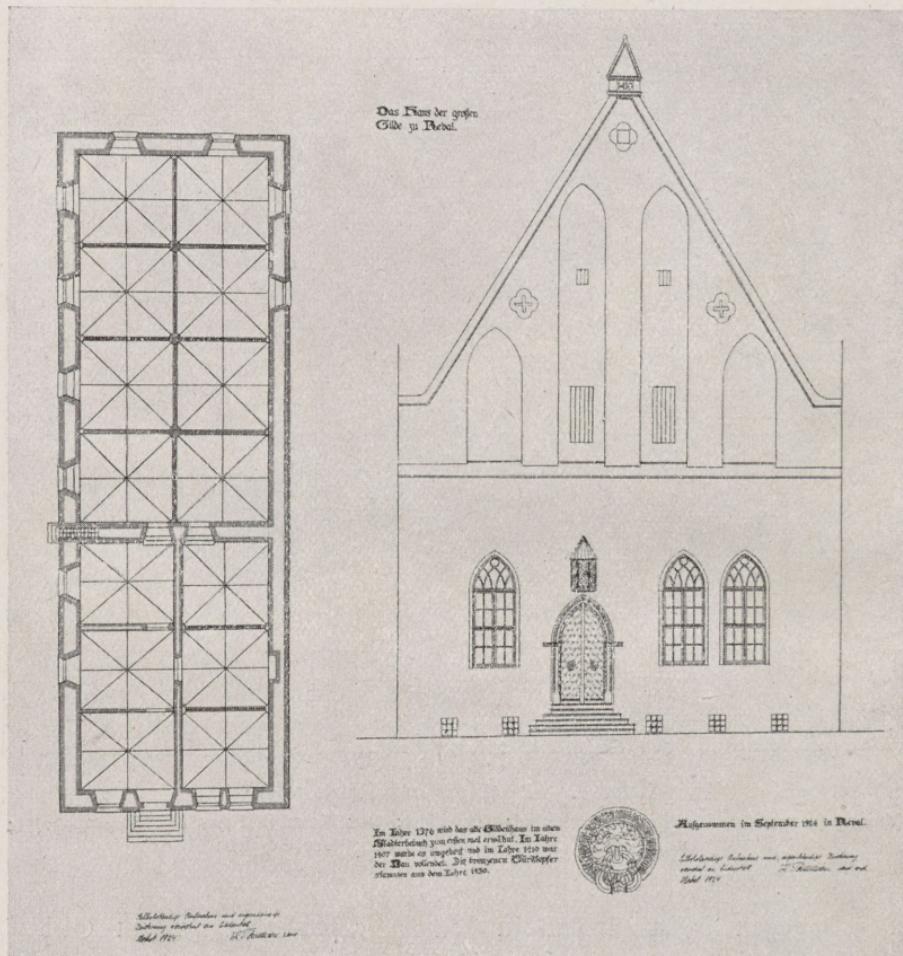


Abb. 2. Das Haus der großen Gilde in Reval

Als Innenraum gibt er noch heute den alten Raumeindruck wieder. Vier überaus schlanke Granitpfeiler tragen die Rippen der neun Gewölbejoche (Abb. 4 und 5). Man spürt auch in diesem Raum die Nachwirkung der Ordenskunst, zweifellos hat diese Architektur ihren Ausgangspunkt in den schlanken Säulen und in den Fächergewölben der Remter im Hochmeisterschloß der Marienburg. Ein dreischiffiger Raum von diesen Maßen und dieser Höhe ist jedoch in der Baukunst des Ordens ohne Vorbild.

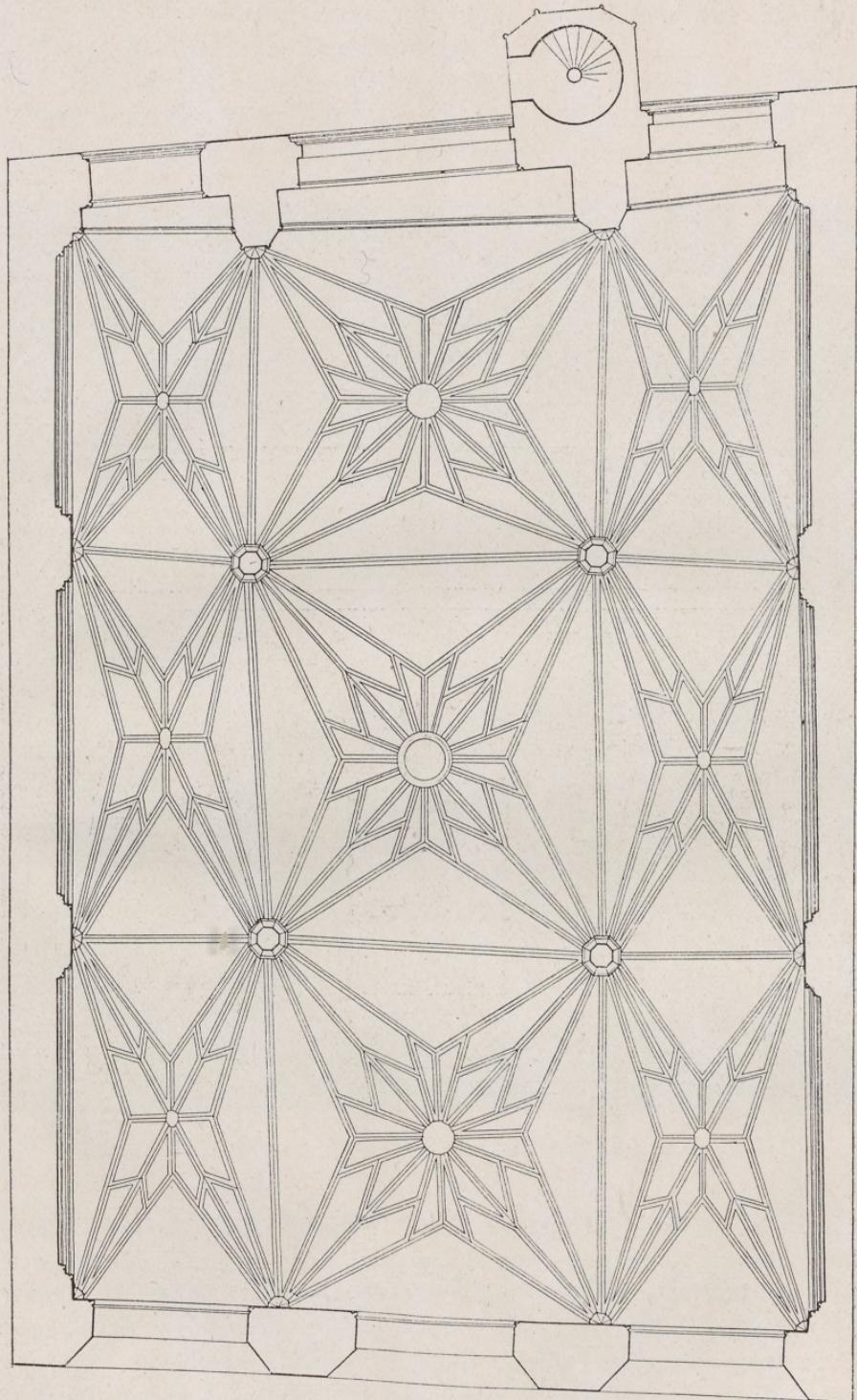


Abb. 3. Grundriss des Artushofes

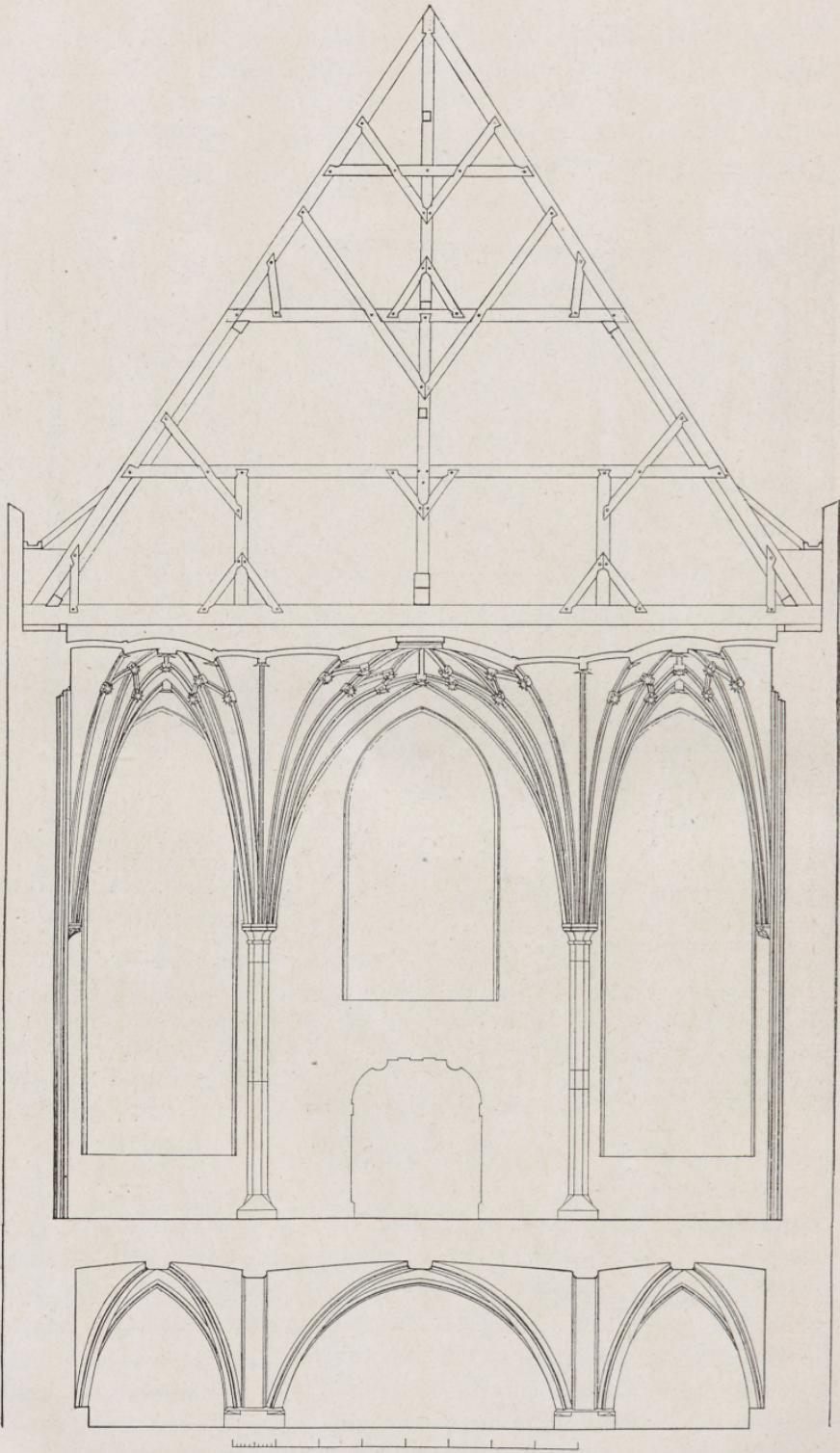


Abb. 4. Schnitt

Stadt  
Mühldorf

Die vier Pfeiler weisen in ihrer Ausbildung und in ihrem Material auffallende Verschiedenheiten auf.

So ist z. B. der nordöstliche Pfeiler um 8 cm dünner als die drei anderen. Seine Basis ist ein umgedrehtes Kapitell und weist dieselben Formen auf, wie die Kapitelle der südlichen Pfeiler.



Abb. 5. Innenansicht

Alle drei Kapitelle bestehen nicht aus Granit, sondern aus einem weicheren Material, das sich mit dem Taschenmesser schaben lässt, vielleicht aus Kunzstein, einem Werkstoff, der in der Ordensbaukunst für Gewölbeanfänger, aber auch in Danzig, z. B. für die Stützen der hohen Maßwerkfenster, häufig verwandt worden ist. Auch der Schaft der nordöstlichen Säule besteht aus diesem Material.

Die Basis des nordwestlichen Pfeilers gleicht den Basen der Holzpfeiler am Krantor, die Steinbrecht, als vermutlich aus der



Abb. 6. Rückseite des Artushofes, Brotbänkengasse

Ordensburg stammend, in seinem Werk über die Ordensburgen der Hochmeisterzeit abbildet.

So hat die von Randt, Steinbrecht und Simson ausgesprochene Vermutung, daß die Werkstücke der Pfeiler des Artushofes aus dem im Jahre 1454 von den Danziger abgebrochenen Ordenschloß stammen, sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Man hat 25 Jahre nach der Zerstörung die noch vorhandenen Granit- und Kunstdsteinreste der Ordensburg beim Bau des Artushofes wiederverwandt, wobei man davon ausging, die Kapitelle der Pfeiler paarweise gleich auszubilden. Da man nur drei Kapitelle von der Form derjenigen der südlichen Pfeiler zur Verfügung hatte, hat man eines davon als Basis für den nordöstlichen Pfeiler genommen, und den beiden nördlichen Pfeilern gleichartige Kapitelle gegeben, die entweder neu hergestellt wurden, oder ebenfalls aus der Ordensburg stammen.

Als Basis des nordwestlichen Pfeilers nahm man dann den dritten Basisstein, dessen beide Brüder am Krantor schon verwandt worden waren.

Wir haben also mit denen des Krantors drei gleiche Basen und drei gleiche Kapitelle, aus deren Vorhandensein wir auf einen auf drei Säulen gewölbten, wohl zweischiffigen Raum in der alten Ordensburg schließen können.

Vielleicht gehören auch die Säulen im Kapitelsaal des Trinitatisklosters zu diesen aus der Ordensburg stammenden Werkstücken.

Die äußere Erscheinung des Artushofes steht jetzt unter dem beherrschenden Eindruck der dekorativen Schauseite, welche die späte Renaissance dem Bau gegen den Langen Markt zu gegeben hat. Nur die spitzbogige Form der drei großen Fenster verrät, daß unter dem Kleid des 17. Jahrhunderts ein gotischer Bau steckt.

Wir müssen die Rückseite des Artushofes von der Brotbänkengasse aus betrachten (Abb. 6), um einen Eindruck von dem Aussehen des Artushofes nach seiner Vollendung am Ende des 15. Jahrhunderts zu erhalten.

Hier scheint doch der alte Baubestand aus gotischer Zeit noch vorhanden zu sein, wenngleich die Renovierung aus dem Jahre 1840 dem Bau die Ursprünglichkeit genommen hat. Die Krönungen der Fialen, die Abdeckung des Treppenturms, der Fries in Höhe des Hauptgesimses, die häßlichen Türen mit den flachen Stichbogen — all dies sind Zutaten des 19. Jahrhunderts, sie stammen aus derselben Zeit wie die mit Fialentürmchen aufgeputzten Kellereingänge nach der Brotbänkengasse. Das alte Mauerwerk ist in weitgehendem Maße durch moderne Ziegel gestört.

Der erste Eindruck, den der Beschauer von diesem Giebel der Rückseite erhält, ist unbefriedigend. Man hat das Gefühl, daß so der Giebel im Mittelalter nicht ausgesehen haben kann.

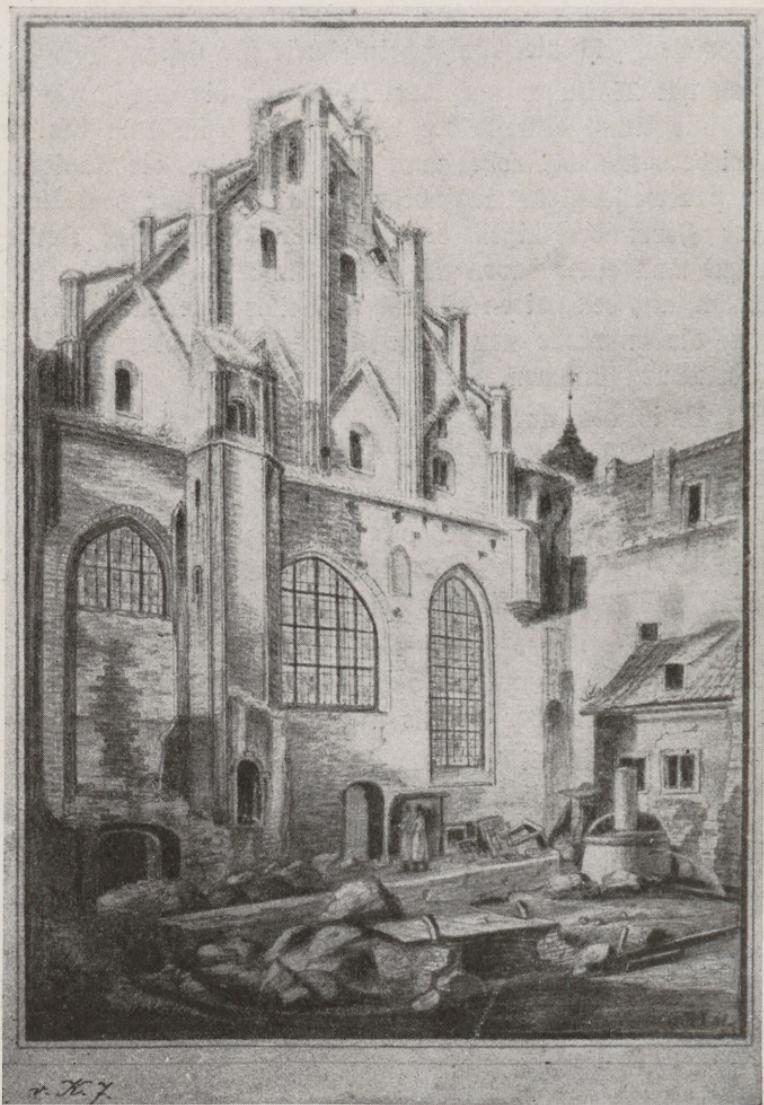


Abb. 7. Handzeichnung aus dem Stadtmuseum von 1841

Und doch täuscht dieses Gefühl, wenigstens was die Gesamthaltung betrifft.

Eine alte im Stadtmuseum befindliche Zeichnung (Abb. 7) stellt den Zustand dar, wie der Giebel im Jahre 1839 vor der Renovierung ausgesehen hat. (Dass die Zeichnung mit 1841 datiert ist, ist wie Simson vermutet, darauf zurückzuführen, dass der Zeichner die

Zeichnung zu Haus fertig gemacht hat.) Die merkwürdigen Strebebogen, welche die Fialen miteinander verbinden, sind offenbar nicht, wie man meinen könnte, spätere Zutaten eines ungeschickten Restaurators, sie sind zweifellos spätgotischen Ursprungs.

Eine im Staatsarchiv aufbewahrte Aufnahme (Abb. 8) der Rückseite vom Jahre 1829 zeigt ebenfalls denselben Zustand wie die Zeichnung.

Der Restaurator hat sich also bemüht, den Zustand des Giebels beizubehalten, und hat nur — allerdings in wenig glücklicher Weise

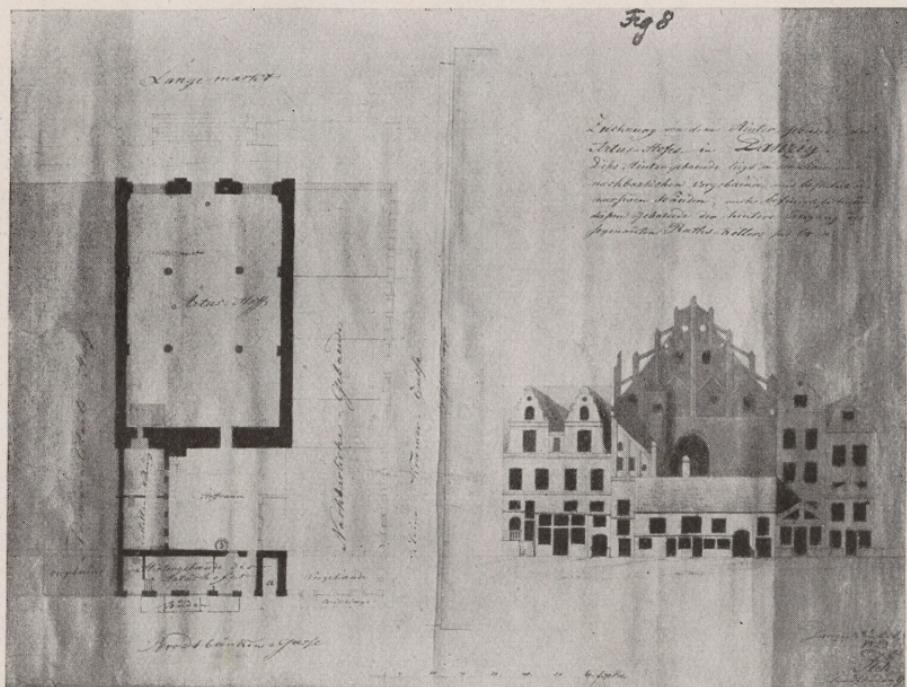


Abb. 8. Geometrischer Plan und Grundriss aus dem Staatsarchiv von 1829

— den Fialentürmchen neue Spitzen aufgesetzt, und durch ungeschickte Einzelheiten den Bau verdorben.

Aber auch wenn wir alle störenden Zutaten des 19. Jahrhunderts entfernen und die Aufnahme der Rückfront betrachten, wie wir sie in Abb. 9 unter Weglassung der Zutaten von 1840 dargestellt haben, gibt uns der alte Zustand noch genug Rätsel auf.

Wir finden auf beiden Seiten der Front unter den Fußpunkten der Giebelschrägen achtelige Türmchen auf steinernen Gesimsen vorgekragt, in der Ausbildung wie wir sie in ähnlicher Weise am Rathaus und am südlichen Hallentor der Katharinenkirche wiederfinden. In Hauptgesimshöhe hören diese Türme auf und sind mit Ziegeln abgedeckt. Dass diese Vorkragungen nur zur Aufnahme der

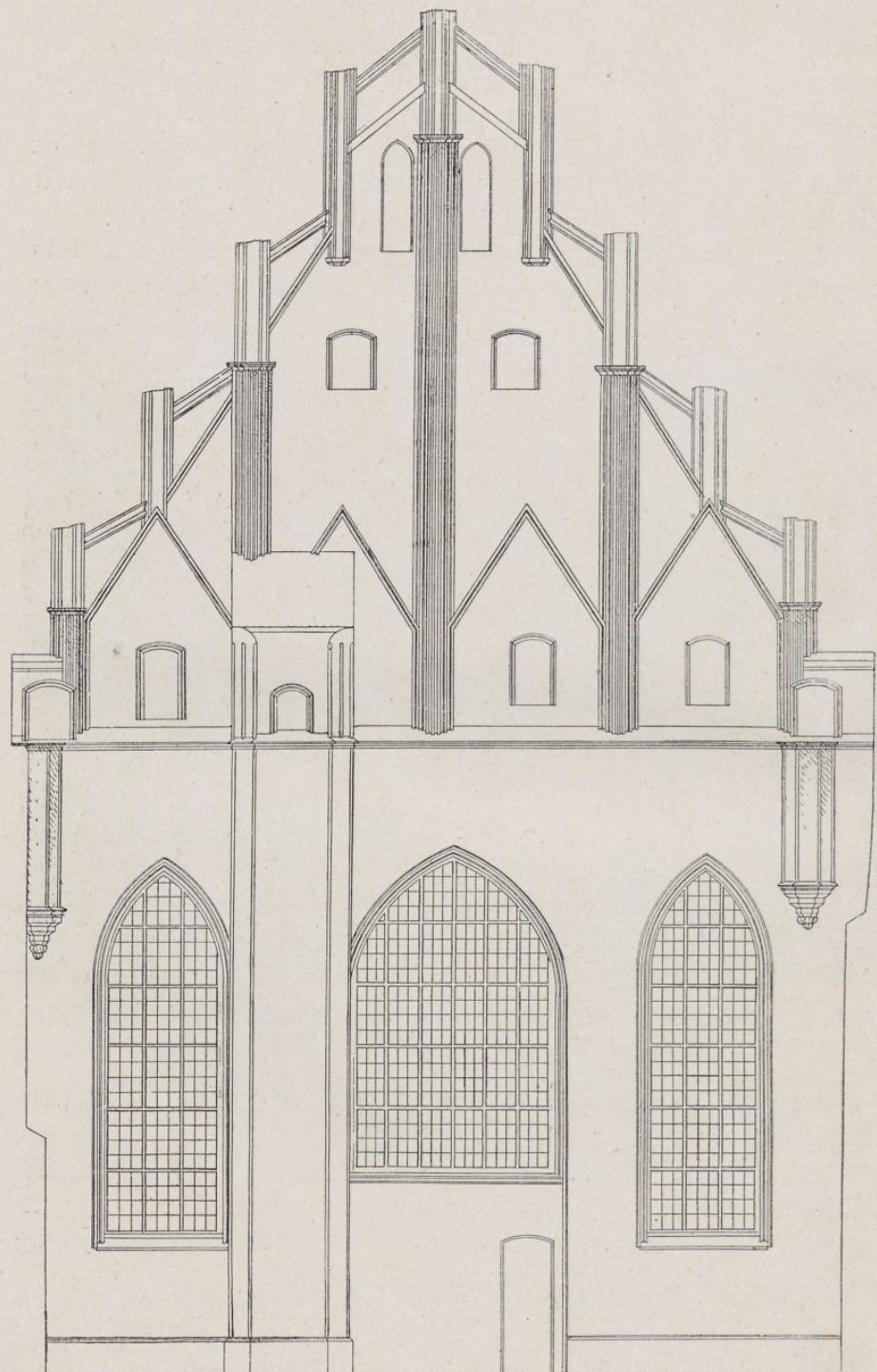


Abb. 9. Rückansicht

Dachrinnen, wie heute, angelegt worden sein sollen, erscheint völlig ausgeschlossen. Sie waren vielmehr Pfeilertürme und sollten als Gliederung des Giebels hochgeführt werden.

Offenbar hat man diesen Baugedanken, den Giebel durch starke achteckige Pfeilertürme zu flankieren, wieder aufgegeben, denn diese Pfeilertürme sind in der Höhe des Hauptgesimses liegen geblieben, und auf ihnen ist eine neue Gliederung dünnerer Pfeiler hochgemauert, die fünfmal wiederkehrt und den Giebel in vier Felder teilt. Diese Pfeiler sind, ähnlich wie es am Ostgiebel der Nicolaikirche geschehen ist, durch dreieckige Giebelblenden miteinander verbunden.

Auf der Rückansicht von 1829 (Abb. 8) ist der östlichste der fünf Pfeiler noch wesentlich höher als auf dem Bild von 1841 (Abb. 7). So scheint die Vermutung nicht unberechtigt, daß diese Pfeilergliederung einer Giebelausbildung angehörte, welche den Giebel über die Dachschräge hochführen wollte, entweder bis zu einem horizontalen Abschluß der ganzen Fassade in Höhe des Dachfirsts, oder in der Form von einigen großen Staffeln, welche die Dachschräge wesentlich überragen. Auch die weite Stellung der fünf Giebelpfeiler spricht für diese Annahme. Der oben horizontal geschlossene Giebel, war, wie alte Stiche von der Langgasse und andere Straßenbilder zeigen, in gotischer Zeit ja etwas in Danzig durchaus Gebräuchliches.

Ob dieser große Staffelgiebel oder diese horizontal abgeschlossene Schauwand zerstört oder nicht zur Ausführung gekommen ist, läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Jedenfalls hat man sich zum zweiten Mal mit einer Verringerung des ursprünglichen Planes begnügt, man hat die fünf Pfeiler mit einem Profil dicht über oder dicht unter der Giebelschräge abgeschlossen und nun die kleinen Pfeilerchen aufgemauert, die man durch die Strebebogen miteinander verband.

Diese Lösung macht einen etwas kleinlichen fast pfuscherigen Eindruck. Die Bekrönung dieser kleinen Pfeiler müssen wir uns, statt in der heutigen Ausführung, ähnlich denken wie die der Giebelpfeilerchen der Marien- oder Katharinenkirche.

So ist die heutige Hinterfront des Artushofes kein einheitliches Werk. Noch in spätgotischer Zeit ist der Plan zweimal gewechselt worden. Beide Male im Sinne einer Verringerung der bestehenden Bauabsicht.

Im Jahre 1840 ist dann die Front restauriert worden, wobei der überkommene Zustand zwar im großen und ganzen beibehalten worden ist, während die Einzelheiten der Pfeilerbekrönungen, Gesimse, Türöffnungen und die Außenhaut des bestehenden Gebäudes ihres ursprünglichen Charakters beraubt worden sind.

Der Plan von 1829 (Abb. 8) gibt uns auch Aufschluß darüber wie das Artushofgrundstück vor der Renovierung von 1840 gegen die Brotbänkengasse zu ausgesehen hat.

Im Jahre 1515 hatte man an die Nordfront eine Kastellwohnung angebaut, die bis zur Hauptfront der Brotbänkengasse durchgegangen ist und sich mit einem Pultdach an die westliche Brandmauer des Admiralitätsgebäudes angelegt hat. Vor den so entstehenden halben Giebel hat sich dann noch ein massives einstöckiges Gebäude vorgelegt, das in der Flucht der Beischläge der Brotbänkengasse gestanden hat und vor das sich — bezeichnend für die weitgehende Inanspruchnahme öffentlichen Straßenraumes — durch private Zwecke nochmals hölzerne Verkaufsbänke (Brotbänkengasse!) vorgelegt haben. Vielleicht liegt in diesem Vorbauen des Hinterhofes schon bald nach Fertigstellung des Artushofes der Grund dafür, daß man die Durchführung monumentalerer Pläne zugunsten der zuletzt ausgeführten kleinlicheren Lösung aufgegeben hat. —

Wie die Front nach dem Langen Markt in ihrer gotischen Fassung ausgesehen hat, können wir auch hier nur vermuten. Sicher ist, daß sie bis in die Höhe des Dachfirstes gereicht hat, denn die Abwalmung des Daches gegen den Langen Markt zu ist eine Folge des Umbaus des 17. Jahrhunderts. Die Dachkonstruktion zeigt deutlich, daß die südlichen Sparren damals abgesägt worden sind, um das Dach an die Verhältnisse der heutigen Fassade anzupassen.

Wir müssen uns also die gotische Fassung des Giebels gegen den Langen Markt in einer ähnlichen Weise gegliedert denken, wie sie für den ersten oder zweiten Plan des Nordgiebels beabsichtigt war — als einen auf glattem Unterbau durch Pfeilervorlagen senkrecht gegliederten Aufbau, in einer der beiden für den Rückgiebel vermuteten monumentaleren Lösungen.

Dieser Giebel ist nach etwa 70 Jahren, im Jahre 1552, im Geschmack der Renaissancekunst umgebaut worden, und hat die Form erhalten, wie sie auf dem Zinsgroschen-Bild von Möller, dem Deckengemälde im ersten Obergeschoß des Rathauses, offenbar mit zuverlässiger Darstellung der Einzelheiten auftritt (Abb. 10).

Diese zweite Fassung des Giebels von 1552 stellt offenbar nur einen Umbau des gotischen Giebels dar. Der Dachfirst läuft noch zur Spitze des Giebels durch, und in den sechs Öffnungen über dem Hauptgesims hat man wohl die umgebauten und renaissanceistisch zurechtgemachten Giebelfenster des alten Giebels zu sehen.

Darüber, wie die gotische Fassade unterhalb des Giebels ausgesehen hat, gibt das Möllersche Bild genauen Aufschluß. Die Fassade war durch die drei heute noch vorhandenen Spitzbogenfenster gegliedert. Doch hatten diese Fenster nicht die heutigen

schrägen Leibungen, sondern mehrfach abgesetzte, aus Profilsteinen gebildete Gewände. In dieser ausgesprochenen Tiefengliederung der Fensterleibungen liegt offenbar künstlerische Absicht. Auf der Hinterfront ist die Profilierung der Fenster viel flacher. Die Verglasung sitzt weiter außen. Die Konstruktionsstärke der Hinterfront wird durch nach innen gezogene Strebepfeiler erreicht, die an der Innenseite der Südfront fehlen, weil man hier die ganze Mauer stärker mache, da man an der Außenseite den Reiz der stark pro-

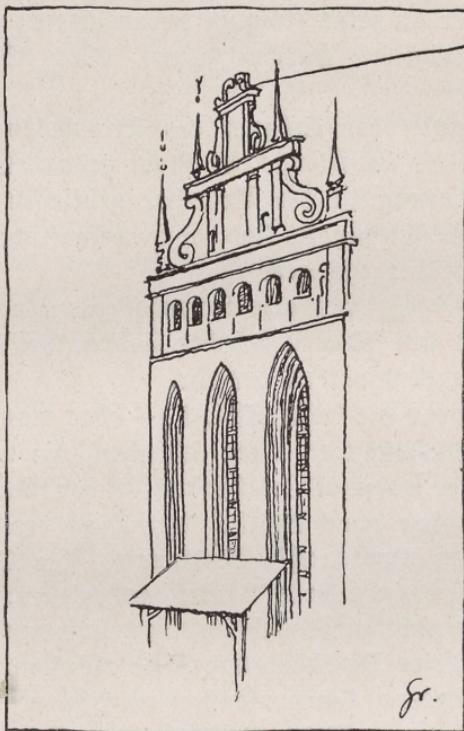


Abb. 10. Der Artushof auf dem Möllerschen Zinsgroschenbild im Rathaus

filierten Fenstergewände nicht missen wollte. Die Tür war durch ein hölzernes Vordach abgedeckt (Abb. 10).

Kann man das Gepräge des Giebels von 1552 auf dem Möllerschen Bild noch als mittelalterlich und seine Renaissanceform nur als dekorative Zutaten bezeichnen — so ist der Umbau, der um 1610, also abermals 60 Jahre später erfolgt, aus einem andern Geist geschaffen (siehe Titelbild dieses Heftes).

Der architektonische Entwurf erfaßt diesmal die ganze Fassade; er entfernt mit Ausnahme der Spitzbogenform der Fenster alles gotische, das alte Portal und die gotischen Fensterprofilierungen, und gliedert nun die Fassade nach ganz neuen Proportionsgesetzen. Aus

dem Giebel wird eine Art Attikageschoß, das ohne Rücksicht darauf, daß die Fenster in den Dachraum gehen, mit mächtigen rechteckigen Fassadenfenstern durchbrochen wird, eine völlig unmittelalterliche Auffassung. Um den Eindruck des horizontal Gelagerten zu verstärken, wird das Dach abgewalmt. Dadurch wird der Giebel architektonisch unterdrückt, und die Höhenausdehnung der ganzen Fassade herabgemindert.

Der Meister dieses zweiten Umbaues wußte was er wollte. Er war kein Stümper. Dafür spricht nicht nur die großzügige Auffassung mit der er an seine Aufgabe herangetreten ist, sondern auch die wirklich vorzügliche Durcharbeitung aller Einzelheiten und Gliederungen.

Simson vermutet den Erbauer des Artushofes in Jacob v. d. Blocke, der seit 1608 im Dienste der Stadt gestanden hat.

In dieser Fassung ist der Artushof geblieben bis heute. Belagerungen und Beschließungen sind, ohne wesentlichen Schaden zuzufügen, an ihm vorübergegangen.

Die größte Gefahr für den Artushof als Kunstwerk war die Art, wie man in den 70er und 80er Jahren bei Instandsetzungen mit den alten Baudenkältern verfuhr.

Man hatte zwar die beste Absicht — aber man hatte kein Gefühl für die Voraussetzungen ihrer Schönheit, die neben ihren Proportionen in ihrer vorzüglichen handwerklichen Durchbildung liegt.

So kam es, daß man ernstlich den Plan erwägen konnte — wie die Akten im Staatsarchiv berichten — die Granitpfeiler des Innenraumes durch gußeiserne Säulen zu ersetzen. Gott sei Dank ist diese Barbarei nicht zur Durchführung gekommen. Nur die Fassade hat etwas von dieser Verschönerungssucht abbekommen. Die alten, wahrscheinlich hölzernen Jargenfenster wurden ersetzt durch gotisch sein sollendes Maßwerk (siehe Abbildung des Artushofes von 1687) von schlechter Einzeldurchbildung, das dem Bau viel von seiner Größe und Ruhe nimmt. So begrüßenswert die neueste sorgfältige Instandsetzung der Fassade ist, so bedauernswert ist es, daß die Zeitverhältnisse die folgerichtige Durchführung dieser Restaurierung, d. h. die Entfernung der schrecklichen Maßwerkfenster und der ebenso häßlichen elektrischen Uhr, unmöglich gemacht haben.

Möge eine nicht allzuferne Zeit, die auf halbem Weg stecken gebliebene Instandsetzung des letzten Jahres zu Ende führen und den Artushof völlig von diesen zwar wohlgemeinten aber entstellenden Zutaten des 19. Jahrhunderts befreien.

# Zwei Darstellungen der Belagerung von Marienburg im Artushof

Von Dr. Walter Mannowsky

Werke der Malerei spielen in der Wirkung des großen Saales im Artushof eine sehr bedeutende Rolle. Eine einheitliche, nach einem großen Plan angelegte Bemalung oder Ausstattung mit Tafelbildern finden wir nicht. Ob sie je beabsichtigt war, ist unbekannt, und auch die Nachrichten, die über die ursprüngliche Dekoration des Baues sich erhalten haben, sind äußerst spärlich.

Aber seit der Zeit seiner Erbauung, also dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts bis in unsere Zeit, sind dauernd neue Werke der Malerei zur Schmückung des Raumes geschaffen worden und in ihm zur Aufstellung gekommen. Altes, bisher Vorhandenes, wurde dabei vielfach stark verändert oder durch Neues verdrängt, und leider wird die Erforschung der noch vorhandenen Reste aus alter Zeit dadurch besonders erschwert, daß der Restaurierungs-Vandalismus des 19. Jahrhunderts sie vielfach arg entstellt oder sogar völlig zerstört hat.

Hier wollen wir uns nur mit zwei Gemälden befassen, die die gleiche Darstellung aufweisen: eine Belagerung von Marienburg. Nur wenige Jahrzehnte trennen ihre Entstehung voneinander. Aber durch die mannigfachen Verschiedenheiten in Auffassung und Darstellung des gleichen Gegenstandes lassen diese beiden Bilder uns mit besonderer Deutlichkeit einen Einblick tun in die grundlegende, für die Entwicklung der deutschen Malerei so wichtige Stilwandlung um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert.

Das ältere der beiden Gemälde hängt an dem Wandabschnitt neben dem großen Ofen über der Marienburger-Bank. Simson bezieht in seinem Buche über den Artushof (S. 63) die Darstellung auf die Belagerung Marienburgs im Jahre 1410, weil „auf einem der Türme des Schlosses eine Fahne mit dem Danziger Wappen weht“, und 1410 die Danziger Verteidiger des Schlosses, bei den späteren Belagerungen, 1454 und 1460, aber Angreifer gewesen seien.

Der Turm, auf dem das Danziger Banner deutlich zu erkennen ist, gehört jedoch überhaupt nicht zum Schloß. Er ist gegenüber den festen Mauertürmen von Stadt und Schloß deutlich als Belagerungsturm erkennbar, ist mit in die Belagerungswerke einzbezogen und bildet mit seinem schiffsmastförmigen Aufsatz deren Haupt- und Eckbefestigung vor dem Süd-West-Ende der Stadt, dicht an der Nogat. Von ihm aus wird ein Brandwagen gegen das Stadttor vorgeschoben, und aus ihm kommen die Danziger Kämpfer

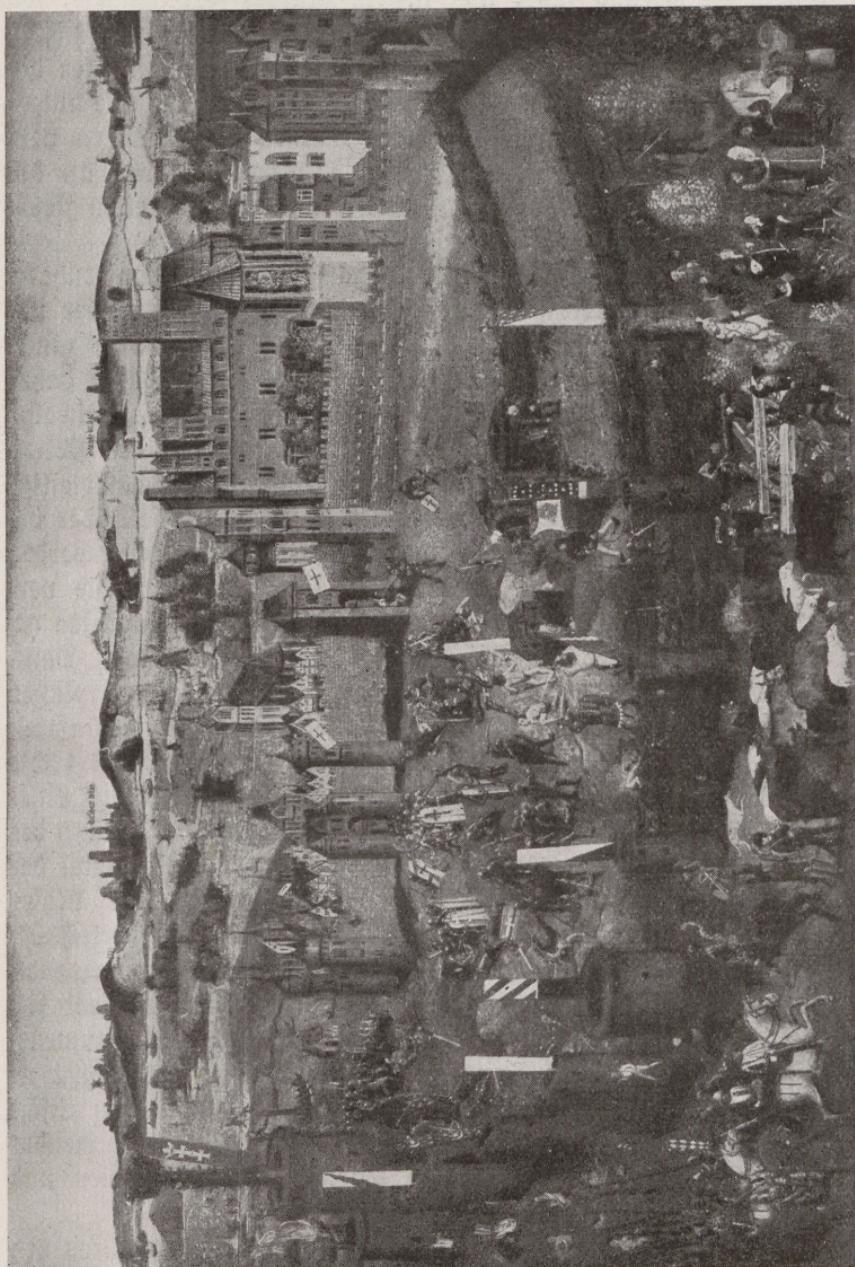
mit ihren roten Schilden heraus, um den Ausfall der Stadtbesatzung abzuwehren. Auffallend ist ferner, daß das ganze Gebiet des Schlosses, das mit Hochschloß, Parcham, Kapelle, Pfaffenturm, Remterbau, deutlich wiedergegeben ist, wie verödet daliegt, daß es völlig frei von Kampfhandlungen ist, daß diese vielmehr ausschließlich auf das Gebiet vor der Stadt Marienburg beschränkt sind.

Das alles weist schon auf eine Belagerung der Stadt, nicht des Schlosses Marienburg hin, bei der die Danziger die Angreifer sind, also die von 1460. Dies wird durch eine weitere Einzelheit noch bestätigt. Nahe dem Süd-West-Ende der Stadt sieht man an einer Mauerbresche einen Mann in pelzverbrämter Schaube und Pelzhut über die Mauer lehnen und neben ihm ein Schriftband, dessen Schrift zwar nicht mehr vollständig erhalten ist, auf dem aber doch noch die Buchstaben Gruppen „... lume ... str ...“ lesbar sind. Ohne Zweifel sind diese auf „Blume, Bürgermeister“, den Namen des energischen Verteidigers der Stadt von 1460, zu ergänzen.

Noch eine andere Namensbeischrift finden wir auf dem Bilde: Ein Mann in Pelzhut und kurzem Mantel gibt im Vordergrunde Anweisungen an Zimmerleute, die mit dem Zurichten von Balken beschäftigt sind. Ueber seinem Kopf schwebt ein Schriftband mit dem Namen „Albert von Dalen“, und vor ihm steht ein Wappen mit einem gezäumten Pferdekopf. Ein Kurt von Dalen ist aus der Zeit um 1460 als Danziger Ratsmann und Feldhauptmann bekannt. Von Albert von Dalen, der als einzige mit Namen und Wappen erwähnte Persönlichkeit sichtlich eine besondere Rolle bei der Belagerung gespielt hat, fehlt bisher nähere Kunde. Ein dritter Name auf einem Schriftbande über einem gefallenen Danziger Krieger, dicht am Süd-West-Ende der Stadt, ist leider nicht mehr lesbar. In dem Gelände hinter Stadt und Schloß sind die Orte Groß-Lichtenau und Neuteich durch Inschrift gekennzeichnet, am Horizont die Stadtsilhouetten von Dirschau, Danzig und Elbing.

Den Hauptteil des Bildes nimmt die umfangliche und ausführliche Darstellung von Schloß und Stadt Marienburg ein. Vor dieser tobt der Kampf. Im wesentlichen handelt es sich um das Zurück-schlagen eines Ausfalls der Stadtbesatzung. Aber ein bestimmter Moment des Kampfes, überhaupt eine einheitliche Kampfhandlung, ist nicht dargestellt. Das Ganze setzt sich vielmehr zusammen aus einer Anzahl von Kampfgruppen und Einzelkämpfen, die, ohne zeitlich und räumlich zusammenzufallen, in lockerem Nebeneinander vereinigt sind. Freund und Feind sind oft schwer auseinander zu halten. Dem Maler kam es sichtlich weniger darauf an, eine historische Begebenheit zu schildern, als vielmehr von Einzelheiten der Kämpfe zu erzählen. Groteske und genrehafte Züge mengen sich

ein. So sieht man dicht bei den Kämpfenden eine alte Frau ruhig Kräuter abschneiden und in ein Tuch sammeln. Ein vom Kampfeslärm überraschter Mann zieht sich eilz die Hosen an, Hunde wühlen



Die Belagerung von Marienburg im Jahre 1460  
Gemälde im Altenhof, gemalt vor 1488

im Unrat, und an der linken Seite sieht man, wie ein Hornist eine Anzahl Krieger vom Bade zum Kampfe ruft. Man denkt unwillkürlich an Michelangelos Karton der Schlacht von Cascina. Aber die

Verknüpfung mit der Kampfhandlung ist weit lockerer als dort. Sichtlich lag dem Maler auch hier vor allem daran, zu erzählen, zu plaudern. Er tut es in aller Ausführlichkeit, vergiszt ganz Krieg und Belagerung und führt uns in ein lustiges Familienbad, wo Männlein und Weiblein sich vergnügen mit Schwimmen und Tauchen, gegenseitigem Besprühen und Kosen. Er schildert, wie am Ufer die Hemden und Kleider an Büschchen aufgehängt sind, und wie ungebettene Zuschauer verstohlen sich hinter Zäunen und Mauern verborgen. Das Ganze erinnert in seiner Munterkeit völlig an die kostlichen Badestuben-Darstellungen, wie wir sie aus den etwa gleichzeitigen Zeichnungen des Hausbuchmeisters kennen.

Weiter im Vordergrund, wieder ohne szenischen Zusammenhang mit dem Vorigen, schart sich ein Zug reich geschmückter Reiter um einen Greis mit wallendem Bart, der im Brokatgewand, einen gekrönten Stab in der Hand, in würdig vornehmer Haltung daher reitet. Die fürstliche Tracht, der Bart, und schließlich das rotweiße Banner, das ihm vorangetragen wird, deutet wohl auf den Polenkönig Kasimir IV., der zwar an der Belagerung aktiv nicht beteiligt war, dem aber die Früchte des Sieges der Danziger Waffen über die Reste der Ordensmacht sehr zu statten kamen. Weiter rechts werden Herden weggeführt und in aller Ausführlichkeit werden die verschiedenen Arten des Viehs, die Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine geschildert, ferner die Jäger und Hirten mit ihren Hunden. Dann blicken wir in das rege Getriebe des schon erwähnten Zimmerplatzes und weiterhin sehen wir jugendliche Reiter auf reich gezäumten Rossen, mehr zur fröhlichen Jagd als zum Kriege gepaßt. Die rechte untere Ecke des Bildes wird durch die umfangliche Schilderung eines Liebesgartens gefüllt, die uns wieder völlig die Hauptdarstellung des Bildes mit ihrem Kampfgetümmel vergessen läßt. Nicht einmal der Versuch einer äußeren Verknüpfung wird gemacht. Der Maler überläßt sich völlig seiner Lust am Erzählen und hat sichtlich besondere Liebe und Sorgfalt gerade diesem Teil des Bildes zugewandt.

Da wird gelesen und musiziert, ein junges Paar umarmt sich zärtlich, ein älteres widmet sich mehr den Genüssen des Gaumens, die Frau hält ein hohes Spitzglas in der Hand und kredenzt es dem Manne. Ein behäbiger Mann steht an einem steinernen Tische und spielt mit einem Aeffchen, ein junger Schenke gießt schäumendes Bier in hohe Gläser. Ringsum im Garten sprossen Blumen und Büsche, und auf den Zweigen sitzen bunte Vögel.

Eine ähnliche Stimmung spricht aus diesem Bilde wie aus den merkwürdigen Fresken im Adlerthurm zu Trient, auch hier wird man wieder an die Zeichnungen des Hausbuchmeisters erinnert, und manche Einzelheiten finden sich in verblüffender Ähnlichkeit auf dem großen Liebesgartenstich des Meisters E. S. (L. 215) wieder.

Zweifellos bestehen auch sonst Beziehungen zur westlichen Kunst. Aber ob wir es mit der Arbeit eines von Westen zugewanderten Künstlers zu tun haben, ob das Bild das Werk eines einheimischen, von auswärts beeinflußten oder in der Fremde ausgebildeten Malers ist, läßt sich bei dem völligen Mangel genauerer Nachrichten über seine Entstehung nicht entscheiden.

Wir wissen nur aus der Chronik des Caspar Weinreich (Scriptores rerum Prussicarum, IV, 767), daß im Jahre 1488 an der Wand, an der das Bild jetzt hängt, Harnische so niedrig aufgehängt waren, daß man „die tafel, dar Margenburg an gemolt stehet“ nicht anbringen konnte, und daß man deshalb die Harnische habe höher hängen lassen. Also 1488 ist demnach das Bild aufgehängt worden und seine Entstehung wird wohl kaum viel früher anzusezen sein. Jedenfalls weisen Stil und Tracht auf die achtziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts.

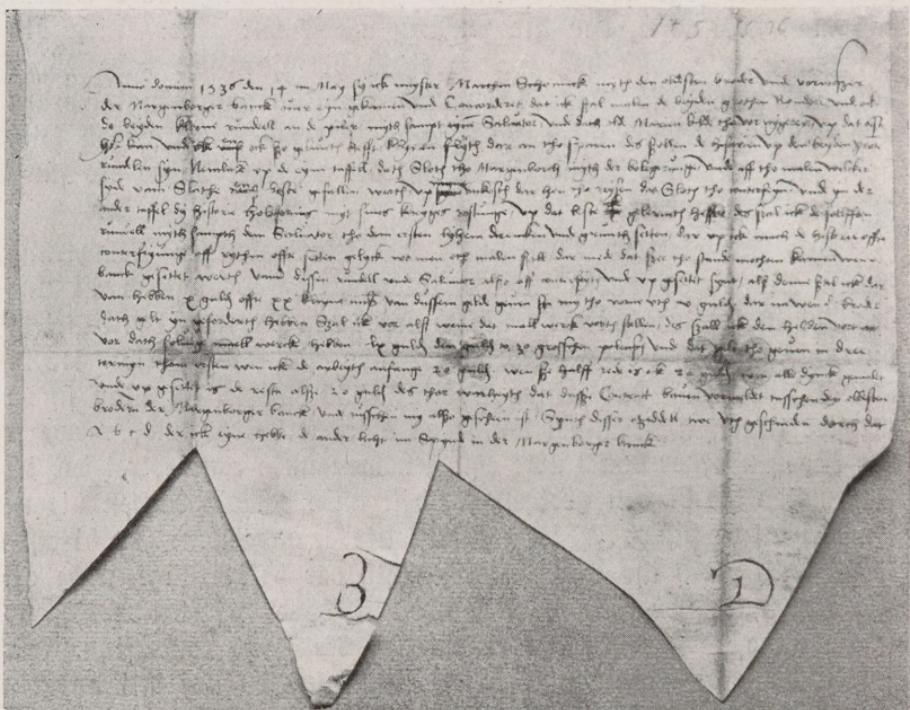
Von der zweiten Darstellung der Marienburger Belagerung haben wir etwas ausführlichere Nachrichten. Wenigstens ist uns der Originalvertrag mit dem Maler unter den Papieren der Marienburger Bank erhalten geblieben. (Staatsarchiv Danzig, Abt. 416, 11 Nr. 10.) Es heißt da: „Anno Domini 1536 den 14 im May sy ich meyster Marthin Schoninck myth den oldesten broder unde verwezer der Maynenborger bank uwr eyn gekomen unde concordiret dat ich szal malen die benden grothen Rondell unde ock die benden kleynne rundeel an di piler...“ Und zwar sollte er darstellen: „up di eyne taffel dath Sloth tho Maynenborch myth der bolegerunge, unde aff tho malen welcker syde vom Slothe en beste gefallen werth, up myne unkosten dor hin tho reysen dat Sloth tho conterfynn.“ Es folgen dann die Angaben über die Darstellungen auf den anderen „Rondellen“, und die sehr ausführlichen und umständlichen Abmachungen über die Bezahlung.

Von einem Maler Marthin Schoninck ist sonst nichts bisher bekannt geworden. Wahrscheinlich wird ein „Meister Marthin Maler“, von dem in einem Schreiben des Danziger Rates an den Herzog von Pommern vom 18. April 1539 die Rede ist, die gleiche Person sein. (Staatsarchiv Danzig, Missive 300/27 pag. 408 v.) Der Herzog wird in diesem Schreiben gebeten, sich noch eine Weile zu gedulden, bis der Meister zu ihm käme, weil er in Danzig noch Arbeit „an der uns und unserer Stadt merklich gelegen“ zu vollenden habe. Vielleicht sind es dieselben „Rondelle“, von denen in dem Vertrage die Rede war.

Nach einer Versinschrift unter dem halbkreisförmigen Bilde, das in reichgeschnitztem Rahmen etwa in der Mitte der Ostwand des Hofes seinen Platz hat, ist auch hier die Belagerung von 1460

dargestellt. Diese Inschrift ist in der Form, wie sie jetzt vor uns steht, wohl erst in späterer Zeit, bei einer Wiederherstellung, wahrscheinlich im Ausgang des 18. Jahrhunderts, darauf gesetzt worden. Spuren einer älteren Unterschrift sind noch erkennbar, aber wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß deren Inhalt mit dem der jetzigen übereinstimmte. Sehen wir uns nun das Bild selbst an.

Bereits im Vertrage wurde auf eine recht genaue Wiedergabe des Schlosses Marienburg großer Wert gelegt, und man merkt es der

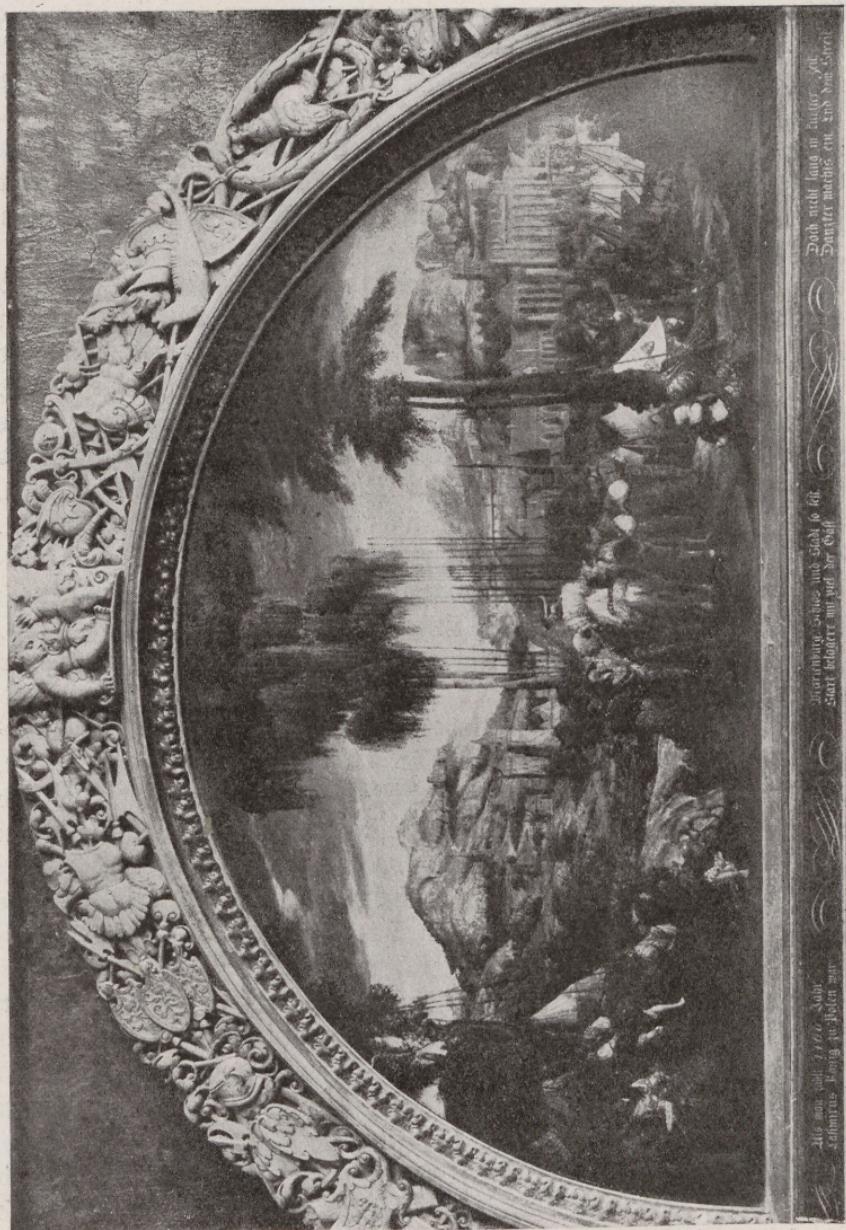


Vertrag mit Martin Schoninck über die Gemälde im Artushof  
Staatsarchiv Danzig, Abt. 416, 11 Nr. 10

Darstellung an, daß sie auf Grund eingehender Studien an Ort und Stelle gemacht ist. Man sieht das Schloß von der Nogatseite aus. Vom Herren-Danzker, südwestlich des Hochschlosses, bis zur Lorenzkapelle in der Vorburg sind alle Bauten genau wiedergegeben. Aber trotz aller Treue im einzelnen, welche die der Darstellung auf dem älteren Bilde weit übertrifft, drängt doch der umfangreiche Baukomplex sich nicht vor, ist er doch eingefügt in ein landschaftliches Gesamtbild. Und wie mit Baulichkeiten der Burg, geht es auch mit allem übrigen.

Von Kampfhandlungen sieht man wenig. Nur ein Gewirr von Speeren im Grunde links deutet Kämpfe des Fußvolks an.

Rechts dehnt sich die Seltstadt der Belagerer, die einzelnen Zelte geschmückt mit dem Danziger und dem polnischen Wappen. In der Mitte sitzt hoch zu Ross ein Feldhauptmann, umgeben von



Die Belagerung von Marienburg im Jahre 1460  
Gemälde im Zitadellhof, gemalt 1556 von Martin Schoninck

Landsknechten mit langen Lanzen. Im Vordergrund macht eine Marketenderin sich zu schaffen und links sitzen eine Anzahl Landsknechte beim Würfelspiel. Eine Fülle von Einzeldingen lässt sich er-

kennen, aber die Art, wie sie vorgetragen werden, ist völlig verschieden von der Erzählungsweise des älteren Meisters.

Während dort der Ton auf den Einzelheiten lag, während dort eine Menge von einzelnen Episoden im lockeren Nebeneinander, kaum äußerlich verbunden, über die Tafel gebreitet war, ist hier alles der Gesamtwirkung des Bildes untergeordnet. Die einzelnen Figuren und Gruppen haben hier fast nur noch die Bedeutung von Farbflecken und Formkomplexen innerhalb einer großartigen, weiten Landschaftskomposition. Mächtige Bäume ragen im Vordergrunde auf, ihre kahlen Stämme überschneiden unten die Landschaft, und oben steht das dichte krause Laub der Kronen in kräftigem Gegensatz zu dem reich gegliederten Wolkenhimmel.

Bei dem älteren Meister spielte die Ferne hinter Burg und Stadt eine geringe Rolle im Bilde. Nach Art einer Landkarte waren da Dörfer und Einzelpaus, Büsche und Wasserläufe nebeneinander gefügt, und dicht am oberen Bildrande von schematisch angegebenen Höhenzügen und Stadtsilhouetten abgeschlossen. Teppichartig, ohne Luft breitete alles sich hin. Auf Aufzählung von Einzelheiten kam es lediglich an, ohne Rücksicht auf das Beieinander in der Wirklichkeit, ohne Streben nach innerer Verbindung und organischem Aufbau.

Auch Martin Schoninka kümmert sich wenig um die topographische Lage. Das Schloß zwar bildet er seinem Vertrage gemäß treu nach, aber er stellt es in eine phantastische Berglandschaft, die mit der Nogatniederung nichts gemein hat. Mächtige Felskuppen ragen dahinter auf, gekrönt von turmreichen Ortschaften und Burgen. Ein breiter Fluß windet sich dazwischen hindurch und verliert sich im hellen Dunst der Weite. Und über alles ist eine weiche, lichtdurchflutete Atmosphäre gebreitet, die nach der Ferne zu, alle Formen und Farben allmählich auflöst. Das tiefe Dunkel, die satten frischen Farben des Vordergrundes, lassen den hellen Lichtglanz der Ferne nur noch strahlender erscheinen. Etwas Unwirkliches, wie aus einer Zauberwelt stammendes, hat diese lichtdurchsättigte Landschaft, aber so frei auch das Spiel der Phantasie ist, bleibt doch das Ergebnis eine gesteigerte Wirklichkeit, in der alle Einzelheiten zu einem festen Organismus verbunden sind und in der ein einheitlicher klarer Aufbau alles beherrscht.

Es sind nicht so sehr Unterschiede der Qualität, die die beiden Bilder voneinander trennen. Sie sind vielmehr Erzeugnisse einer völlig veränderten Auffassung vom Wesen des Bildes. Während das ältere noch ein Ausläufer mittelalterlicher Darstellungweise ist, sehen wir im jüngeren einen Zeugen der großen Neuerungen, die in der nordischen Malerei unter starker Befruchtung vom Süden her um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert einzogen. Pacher, Dürer, Grünewald, Altdorfer sind die großen Namen, deren wir

dabei gedenken, und gerade Altdorfers Kunst steht Schonincks Werk überraschend nah.

Besonders an manche Landschaftsradierungen des Regensburger Meisters erinnert in verblüffender Weise der Aufbau der Landschaft, und auch in der farbigen Wirkung, in der Art, wie vielfach im Vordergrund ein Purpur oder Rostrot aus dem Braun und satten Grün der Umgebung aufleuchtet, wie ein Rot nach violett und gelb changiert, wie ein leuchtendes Blau in der Ferne düstig sich auflöst, zeigt sich vielerlei Verwandtschaft.

Der Name Schonink klingt niederdeutsch, aber die Malerei zeigt durchaus oberdeutschen Charakter. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß der Maler dieser Bilder im Kreis der sogenannten Donauschule seine Ausbildung erfahren hat, vielleicht der unmittelbaren Umgebung Altdorfers angehörte.

## Schopenhauer über das Kunstwerk

Jedes Kunstwerk ist eigentlich bemüht, uns das Leben und die Dinge so zu zeigen, wie sie in Wahrheit sind, aber, durch den Nebel objektiver und subjektiver Zufälligkeiten hindurch, nicht von jedem unmittelbar erfaßt werden können. Diesen Nebel nimmt die Kunst hinweg.

Die Werke der Dichter, Bildner und darstellenden Künstler überhaupt enthalten anerkanntermaßen einen Schatz tiefer Weisheit: eben weil aus ihnen die Weisheit der Natur der Dinge selbst redet, deren Aussagen sie bloß durch Verdeutlichung und reinere Wiederholung verdolmetschen. Deshalb muß aber freilich auch jeder, der das Gedicht liest, oder das Kunstwerk betrachtet, aus eigenen Mitteln beitragen, jene Weisheit zu Tage zu fördern: folglich faßt er nur so viel davon, als seine Fähigkeit und seine Bildung zuläßt; wie ins tiefste Meer jeder Schiffer sein Senklei so tief hinabläßt, als dessen Länge reicht. Vor ein Bild hat jeder sich hinzustellen, wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und was es zu ihm sprechen werde; und, wie jenen, auch dieses nicht selbst anzureden: denn da würde er nur sich selbst vernehmen. —



## Zur Schnitzplastik der Spätgotik und Renaissance im Danziger Artushof

Von Dr. Paul Abramowski

Die Schnitzplastik des Danziger Artushofes ist bisher noch keiner eigentlich kunstkritischen Betrachtung unterzogen worden. Auch dieser Aufsatz vermag der Absicht nur zu einem ganz geringen Teil gerecht zu werden, weil er mehr dazu bestimmt ist, dem Kunstfreunde über einiges Aufschluß zu geben, als dem Fachmann auch in allem die erforderlichen Belege zu bringen. Dazu kommt, daß vieles noch durchaus in der Schwebe ist und oft genug die Vermutung an die Stelle gesicherter Aussage treten muß. Aber es verlohnt sich in jedem Falle, den Dingen einmal unbefangenen Auges gegenüberzutreten, denn sie gehören zum Wertvollsten, was der deutsche Norden an Schnitzplastik, vorwiegend der Frührenaissance, an einem Orte vereinigte. Es verlohnt sich auch darum, weil auf diese Weise die betreffenden auf archivalischem Studium beruhenden Ausführungen Simsons, des um die Erforschung Danziger Geschichte hochverdienten Historikers, in seinem Buche „Der Artushof und seine Bruderschaften, die Banken“ (Danzig, 1900) ergänzt und hier und da berichtigt werden können.

Aus dem ältesten Artushofe, der in den Jahren 1476 und 1477 zwei gewaltigen Bränden zum Opfer fiel, hat sich in die neu errichtete Halle, die 1481 wahrscheinlich so dastand, wie wir sie heute sehen, nichts an Schnitzwerken herübergerettet. Was heute, von Schnitzern geschaffen, in reicher Phantasie, die Wände des hohen Raumes belebt, stammt fruestens aus dem ersten Jahrhundert der achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts.

Allen voran scheint bei der Ausschmückung ihres Platzes durch ein Schnitzwerk, die Lübische oder Christopher-Bank gegangen zu sein. Wenigstens erfahren wir, daß sie sich im Jahre 1482 die Skulptur ihres Namensheiligen anfertigen ließ. Diese wurde am Donnerstag vor Pfingsten 1483 aufgestellt, ist heute aber leider verschollen. Der gute Heilige ist allerdings nicht sehr lange Zeuge des geselligen Lebens „im Hofe“ gewesen. Wie uns das Rechnungs-



St. Georg. 1485  
Danzig, Artushof

buch der Brüderschaft verrät, wurde er 1534 mit Erlaubnis des Rates abgenommen, um der neuen Bank Platz zu machen, und vier Jahre später, nachdem er noch neu vergoldet worden war, an einen gewissen Andreas Balczer verkauft. Die Sache könnte uns an und für sich gleichgültig sein, wenn wir nicht die Vermutung hätten, daß sein Aussehen uns — fast dreihundert Jahre später — doch noch überliefert sei. Nämlich in Chodowiedkis Skizzenbuch seiner Reise von Berlin nach Danzig im Jahre 1773 (Besitz der Preußischen Akademie der Künste). Auf dem betreffenden, die Langgasse darstellenden Blatte, sehen wir rechts am Bildrande eine weit überlebensgroße Christopher-Figur vor einem Hause stehen, die der spätgotischen Zeit angehören könnte. Wenn wir ferner hören, daß die Figur auf der Langgasse, die erst beim Bau des von Campenschen Hauses hinweggenommen worden sei, tatsächlich der noch jetzt im Artushof befindlichen (von 1542) ähnlich (also doch wohl spätgotisch!) gewesen ist (Plümcke, „Der Artus- oder Junckerhof in Danzig.“ Danzig, 1804), so besteht unsere Vermutung gewiß zu recht.

Halten wir uns jedoch an das, was noch heute die Halle des Artushofes zierte. Nur zwei Schnitzwerke sind es, die aus dem Ende des 15. Jahrhunderts auf uns gekommen sind: die ausgezeichnete Georgsgruppe neben dem großen Ofen von 1545 und eine Figur des hl. Jakobus d. Ae. in der südwestlichen Ecke des Raumes. Die bedeutendere der beiden Arbeiten ist bei weitem der hl. Georg. In ihrem Wesen sowohl als in ihrer Formensprache ist sie ein bezeichnendes Werk der ausgehenden Gotik.

Das etwas unterlebensgroße Bildwerk, das teils vollrund, teils als Relief behandelt ist, stellt den Heiligen auf galoppierendem Pferde dar. Der ganze Körper des Reiters ist, mit Ausnahme des Gesichts, gepanzert. Von den Oberarmen ausgehend, flattern hinter ihm in phantastischem Schwunge zwei Wimpel. Der Drache zu seinen Füßen, der den Schweif um den linken Schenkel des Pferdes geschlungen hat, ist verhältnismäßig klein gebildet, kindhaft klein auch die Königstochter links zur Seite. Im Hintergrunde türmen sich schroff abfallende Felsen, die von einer Burg bekrönt sind. Aus ihr blicken die winzigen Figürchen des Königspaares auf den anstürmenden Befreier hinab.

Mit den beiden bekannten norddeutschen Georgsgruppen dieser Zeit, der Stockholmer des Bernt Notke von 1488 und der Lübecker des Henning von der Heide von 1504 hat die Danziger Arbeit ihrem Wesen nach nichts zu tun. Beide sind sie kraftvoller, nerviger und voll kühner, draufgängerischer Energie. Dort Schwert- und Eisengeklirr, Kampf auf Leben und Tod, Kampf mit einem Schicksal. Die Danziger Gruppe weiß davon nichts. Man braucht sich hier nicht um den Ausgang des Ringens zu

sorgen; der Ritter schwiebt in keiner Gefahr. Mehr wie ein Spiel, wie eine Parade mutet das Ganze an. Während der Blick des



St. Georg. 1485. Teilaufnahme  
Danzig, Artushof

Heiligen seitwärts auf ein unbestimmtes Ziel gerichtet ist, setzt das Pferd in prachtvollem Saß über das geflügelte Untier hinweg. Ein schönes Schausstück, im ganzen wie im einzelnen. Ausgezeichnet ist das energische Gesicht gegeben, das zwischen Helm und Panzer

hervorschaut. Im Gegensatz zu den beiden anderen Georgsgestalten in Stockholm und Lübeck, die Jünglingsköpfe zeigen, ist das Gesicht des Danziger Ritters ausgesprochen männlich. Die etwas abwärts gezogenen Mundwinkel, die leicht zusammengekniffenen Augen sowie die wulstig zusammengezogenen Brauen vermitteln den Eindruck von Ernst und Spannung, in der etwas wie trostige Entrücktheit liegt.

Wir fragen nach der Herkunft dieses Bildwerkes, über das die urkundlichen Aufzeichnungen schweigen. Dem Kreise der beiden erwähnten Gruppen gehört es nach seinem Wesen nicht, aber auch stilistisch nicht, an. Für den, der die künstlerischen Zusammenhänge im Nordosten während dieser Zeit zu überblicken gelernt hat, ist die Frage nicht so schwer zu beantworten. Man findet heraus, daß bei einem beträchtlichen Teil der Plastik vom Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts — und zwar gerade bei den tüchtigsten Werken — sich Einflüsse des großen Nürnberger Veit Stoß bemerkbar machen. So auch hier. An ein eigenhändiges Werk des Nürnberger Bildhauers ist dabei aber keinesfalls zu denken. Dafür sind die Unterschiede in Temperament und Formensprache zu groß. Aber wir denken an einen Mitarbeiter oder Schüler, der, wie so viele, aus der Nürnberger Werkstatt hervorgegangen und direkt oder auf Umwegen dem Nordosten zugewandert ist.

Geht man einmal, genau vergleichend, die Reihe beglaublicher Werke, die der Frühzeit Stoßens nahestehen, durch, so macht man halt vor der nicht ganz vollendeten Grabplatte des hl. Adalbert im Dom zu Gnesen, deren Verfertiger uns in der Person des Hans Brand durch Max Ložničer („Veit Stoß. Die Herkunft seiner Kunst, seine Werke und sein Leben.“ Leipzig, 1912) bekannt geworden ist. Die Platte ist vor 1480 begonnen. Für uns ist es wichtig, daß sich, trotz der Verschiedenheit des Vorwurfs und Materials — die Platte besteht aus rotem Marmor — so große stilistische Uebereinstimmungen, auf die hier natürlich nicht eingegangen werden kann, finden, daß man für den Danziger Georg diesen Bildhauer, der ausdrücklich als „snitzer“ bezeichnet wird, als Urheber in Anspruch nehmen möchte. Dem, der skeptisch sein sollte, sei gesagt: Hans Brand ist sogar in Danzig urkundlich nachweisbar, und zwar im Jahre 1485. (Hirsch, „Die Oberpfarrkirche von St. Marien in Danzig.“ Danzig, 1843, S. 63.) Er hatte mit den Kirchenvorsteichern von St. Marien einen Kontrakt abgeschlossen, wonach er beim Bau der Nordseite der Kirche beschäftigt war. Er sollte unter anderem „das Gebäude aufbringen mit Ladework, mit geschnittenen Steinen, Bogen schließen, Capellen bauen“ usw. Aus einer weiteren Urkunde im Danziger Staatsarchiv (300, II. 68, Nr. 272) aber geht ohne allen

Zweifel hervor, daß mit diesem tatsächlich „meister Hanns“, der „snitcer“, der „an dem Grabe zu Gnyzenn“ gearbeitet hatte, gemeint ist. Desgleichen finden wir hier den Meister als Gefangenen



Kapitäl von der Reinholds-Bank (oben)  
und der Christopher-Bank (unten)  
Danzig, Artushof

des Erzbischofs von Gnesen im folgenden Jahre erwähnt, weil er die Gnesener Arbeit nicht zu Ende geführt hatte. Danach ergibt sich mit Bezug auf Ursprung und Datierung also für die Georgsgruppe des Artushofes alles nur Wünschenswerte: sie ist, was in jeder Beziehung auf sie paßt, nach unserer Ansicht

von dem Veit Stoß nahestehenden Schnitzer Hans Brand geschaffen worden, und zwar im Jahre 1485.

An Qualität geringer, aber ebenfalls aus der gleichen Zeit stammend (wohl etwas später), ist die Jakobus-Figur. Die Muschel am Hut und der Pilgerstab zeigen, daß wir es mit Jakobus d. Ae., dem Patron der Schiffer, zu tun haben. Entgegen Simsons Meinung, daß die Skulptur früher Eigentum der Dreikönigsbank gewesen sei, können wir daher eher annehmen, daß sie den Platz der Schiffer- oder Holländischen Bank zierte. Die Angabe, daß sie in die Zeit um 1535 gehöre, ist zu spät gegriffen. Charakteristisch für sie und eine ganze Gruppe Danziger Skulpturen dieser Zeit ist eine dumpfe Müdigkeit und Düsterkeit der Gesichtszüge. Es fehlen ihnen Schwung und Lebendigkeit, was auch auf einen gewissen Schematismus im handwerklichen zurückzuführen ist. Am nächsten scheint stilistisch dem Apostel im Artushof, obgleich dieser besser ist, eine männliche Heiligenfigur zu stehen, die heute den Mittelschrein des alten Altars in der Barbierkapelle zu St. Marien einnimmt.

Man kann es verstehen, daß jeden, der zum ersten Male den Artushof betritt, nicht so sehr das einzelne Kunstwerk anzieht, als vielmehr der architektonische Gesamteindruck des weiten Raumes in Verbindung mit der malerischen Vielheit der ihn schmückenden Werke der Malerei und Plastik. Trotz der fast verwirrenden Fülle der Eindrücke, macht sich beim Schmuck der Wände dennoch ein recht einheitlicher Plan bemerkbar, der, von vornherein schon durch die feste Verteilung der „Banken“ gegeben, innerhalb des jeder Bruderschaft zustehenden Bezirkes beinahe überall gleichzeitig in die Tat umgesetzt scheint. Sicherlich liegt dem keine Verabredung zugrunde. Vielmehr setzte jede Bruderschaft ihren Ehrgeiz darein, hinter den übrigen nicht zurückzustehen. Jeder suchte es dem anderen gleich zu tun und, da sich die Gedanken der einen gut bewährt hatten, machte man sie zu den eigenen. Dazu kommt, daß die Ausstaffierung, die sich die Banken durch gleichzeitige Paneelierung der Wände, durch Anbringung von Gemälden mit gleichartigen Schnitzrahmen (sog. „Rondellen“) zulegten, in einem verhältnismäßig engen Zeitraume geschah und vielfach Meister gleicher oder ähnlicher Schulung zusammen am Werke waren.

Diese umfassenden Arbeiten bei den verschiedenen Banken vollzogen sich im wesentlichen innerhalb eines Jahrzehnts. Die erste, die an systematische Bekleidung der Wände durch Paneel- und Schnitzwerk ging, war 1531 die Reinholdsbank. Ihr folgten 1534 die Christopher-, 1536 die Marienbürger- und 1538 die Dreikönigs-Bank. Erst 30 Jahre später kommt dann die Ratsbank nach. Was

in dieser Zeit im Artushofe an Schnitzwerk entstanden ist, gehört zum Interessantesten und zum Teil zum Besten, was die norddeutsche Handwerkskunst der Frührenaissance hervorgebracht hat.



Kapitäl von der Hl. Dreikönigs-Bank (oben)  
und der Marienbürger-Bank (unten)  
Danzig, Artushof

Nicht in gleicher Weise können wir auf den Besitz der einzelnen Banken eingehen, müssen uns vielmehr bei der reichen Fülle des Ueberkommenen an das Wertvollste halten.

Unter den Schnitzereien der Reinholsbank zeichnen sich durch besondere Qualität vor allem die Kapitale an den Pilastern des Wandpaneels aus. Sie sind durchweg mit höchst individuell gehaltenen kleinen Köpfen, Posse genannt, verziert, die zwischen zwei nach unten zusammenlaufenden Voluten in der Mitte der Kapitale herauswachsen. Von unten her quillt saftiges Blattwerk, symmetrisch geordnet, in schönem Schwung empor, durch seine Unterhöhlungen reizvolle Schattenwirkungen erzeugend. Die Köpfe, nicht größer als die Faust eines Kindes, sind von so lebendiger Prägung, daß sie ohne Modell nicht denkbar. Die sprechendsten sind ein paar bartige Männerköpfe mit markanten Zügen und ein geflügelter Engelkopf (Abb.), der aber so faszinierend bildmäßig gegeben ist, daß man die Flügel als Symbol seiner himmlischen Abstammung ganz übersieht.

Erfreulicherweise ist uns der Schöpfer dieser vorzüglichen Kapitale, wie auch der übrigen Arbeiten an der Reinholsbank, namentlich bekannt. Nach dem vom 6. Juni 1533 datierten Vertrag der Bruderschaft ist er Meister Adrian genannt. In diesem Vertrag wird er u. a. dazu verpflichtet, einen „Triumph“ zu Ende zu schneiden. Wir haben darunter einen geschnittenen Triumphzug zu verstehen, der unterhalb des oberen Paneelabschlusses eingeslassen war und, nach Aufzeichnungen aus dem 19. Jahrhundert zu schließen, wahrscheinlich einen römischen Triumphzug darstellte. Er ist heute nicht mehr vorhanden.

Verloren gegangen sind außerdem sechs Skulpturen, symbolische Darstellungen der Planeten Sonne, Mond, Venus, Mars, Jupiter und Merkur, die auf einem besonderen Gesims ihren Platz hatten, ferner die Gestalten der Fortitudo und Charitas. Von den Planetenfiguren allein erhalten geblieben ist der Saturn, der heute seinen Platz auf dem Gebiete der benachbarten Christopher-Bank unterhalb der riesigen Christopherfigur hat. So interessant er in seiner einem Chronos ähnlichen Auffassung ist, vermag er uns wegen der argen „Restaurierung“, die er durchzumachen gehabt hat, doch kein rechtes Interesse abzugewinnen.

Anders die lebensgroße Gestalt des Schutzheiligen der Bank, des hl. Reinhold, der durch den erwähnten Kontrakt ebenfalls als ein Werk Meister Adrians beglaubigt ist. Aufrecht stehend, in einem reich ornamentierten Phantasiekleid steckend, das halb Gewand, halb Rüstung zu sein scheint, beherrscht er in Gesimshöhe die nordwestliche Ecke der Halle. Die Rechte hält senkrecht eine Hellebarde, auf der das Haupt Karlmanns steckt, die Linke stützt den zu Boden gestellten Schild. Nehmen wir an, daß die Kunst Meister Adrians vorwiegend in Schnitzarbeiten kleineren Formates zu Hause war, so bedeutet diese Skulptur für ihn eine respektable Leistung.

Verhältnismäig frei und ungezwungen ist die Haltung des Heiligen, der in der pomphaften Aufmachung etwas gedrungen wirkt. Man merkt, wie es dem Meister gerade auf Herausarbeitung von schmückenden Einzelheiten ankam, wie er darum die Bekleidung reich ornamentiert, die Schultern in fast barock anmutende Löwenköpfe



Schnitzrahmen der Christopher-Bank  
Danzig, Mariushof

steckt, die Knie mit grotesken Gesichtern, die nach oben und unten zu in Akanthusblätter sich auflösen, verziert und schließlich auch den Helm in Form eines Raubtierkopfes ausbildet. Diese Klein-Kunst, an den Kapitälköpfen in ausgesprochener Vollendung sich zeigend, entspricht seiner ursprünglichen Begabung.

Etwas enttäuscht ist man darum, wenn man den Blick auf die sechs halbkreisförmigen Schnitzrahmen um die sogenannte „Rondelle“, qualitativ verhältnismäßig unbedeutenden (aber lustigen!) Gemälde mit Darstellungen aus der römischen Geschichte, oberhalb des Paneels richtet. Vielleicht, daß sie darum größer gehalten sind, weil sie vom Auge des Betrachters weiter entfernt sind, möglich auch, daß an ihnen vorwiegend Gesellenhände tätig waren. In jedem Fall stehen sie, was das handwerkliche anbelangt, weit hinter den Kapitälen zurück. Recht ansprechend ist dagegen die Komposition dieser Rahmenornamentik. Von Ranken umspielt, sind Hauptmotive des Schnitzwerkes, Männer- und Frauenkörper, die aus Füllhörnern mit Blattwerk herauswachsend, nach der Mitte auf einander zustreben. Dazwischen gestreut finden sich auch frontal gestellte groteske Halbfiguren, unter denen die einer alten Frau mit recht fein gestaltetem Kopf, auffällt (Westwand am Fenster). Den unteren Abschluß bilden stehende geflügelte Putten. Oben werden die Rahmen von Medaillons, aus denen Köpfe freiplastisch hervorschauen, bekrönt.

Während also die Reinhards-Bank es an qualitativer Einheitlichkeit vermissen läßt, überraschen die Arbeiten an der Christopher- oder Lübschen Bank durch ihr handwerkliches und künstlerisches Gleichtmaß. Alles wirkt wie aus einem Guß geschaffen.

Die Aufgabe war im wesentlichen dieselbe wie bei der Reinhards-Bank. Da sich Meister Adrian wohl zur Zufriedenheit seiner Arbeitgeber bewährt hatte, wurde er zunächst auch von den Christopherbrüdern im Jahre 1534 gewonnen. Seine Arbeit ist aber nicht über einen spärlichen Anfang hinausgekommen. Warum, wissen wir nicht. Doch kann man berechtigterweise annehmen, daß der Ruf eines geschätzteren Bildhauers, namens Meister Paul, der seit zehn Jahren etwa schon in Danzig und seiner weiteren Umgebung mit sehr beachtenswerten Schnitzwerken hervorgetreten war, ihn verdrängte.

Ueber den Vertrag mit Meister Paul sowie über die ganzen laufenden Arbeiten bei der Christopher-Bank, belehren uns auf das genaueste das Rechnungs- sowie ein Gedenkbuch der Bruderschaft (Staatsarchiv Danzig. 416/1 Nr. 9 bzw. 416/1 Nr. 4). Aus dem Gedenkbuch erfahren wir: „Item Anno 1534 den mondach vor Fastelawent hebbent Berent krogher, Greger haake, Meyster Pawel dem bylde schneyder vordinget de Lubsche bank tho synden mit aller thobehorunghe. Also up de rundele, kaptele, Triumph, wapene, wo de contract mit bringt“. Im Rechnungsbuch wird dieser Bericht dahin ergänzt, daß mit Meister Paul alles verdingt worden sei „was vonnöten ist“, zum ersten „4 kunthser“ (4 Könige) mit allem

Zubehör. Ferner läßt sich daraus erschsen, daß, wie anzunehmen, die beiden Wappen die der Städte Danzig und Lübeck gewesen sind.

Von den hier genannten Arbeiten haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten die Schnitzereien der Rondelle — zweier großer und eines kleineren —, die ebenfalls mit Köpfen verzierten ausgezeichneten Kapitale an den Pilastern der Wandverkleidung sowie ein paar reizvolle Füllungen mit Vogelmotiven (siehe Kopfleiste). Wohl in der Franzosenzeit verlorengegangen sind auch hier der Triumphzug, die vier erwähnten Könige und die beiden Wappen.

Was die Schnitzereien der Rondelle anbelangt, die Simson auf Grund irrtümlicher Auslegung einer Urkundenstelle den Meister Adrian ausführen läßt (für 4 Mark! Simson, a. a. O., S. 171), so braucht über sie kaum ein kritisches Wort gesagt zu werden. Ein Vergleich mit den entsprechenden Arbeiten an der Reinholds-Bank zeigt, um wieviel höher sie qualitativ stehen (Abb.). Alles ist in außerordentlich graziöser Weise gegeneinander gestellt und auf einander abgestimmt, jede Schwingung lebendig erfüllt, das Ganze in kluger Verteilung der Elemente zu rhythmischem Klingen gebracht. Man merkt es auf den ersten Blick: dieser Meister Paul arbeitet nicht mit leeren Formen, die er schön zu verteilen versteht, er spricht vielmehr durch sie. In dieser Sprache aber liegt ein aufrichtiges Bekenntnis zur Renaissance, im Innersten vielleicht noch unbewußt durchglüht vom Schwung der alten Gotik.

Allgemein geht der Entwurf dieser Schnitzereien letzten Endes auf typische Elemente der oberitalienischen Frührenaissance-Ornamentik zurück. Geflügelte und in Fischschwänzen endigende Männer- und Frauenkörper wechseln ab mit phantastisch umgebildeten Delphinen, Rocesköpfen, breitlippigem Blattwerk und in regelmäßiger Folge dazwischen gestreuten Vasenteilen. Der kleine Rahmen ist dadurch bemerkenswert, daß hier noch links und rechts unten zwei geschwänzte Putten dazukommen, die mit ihren aufwärts gestreckten dicken Ärmchen gebuckelte Schalen über den Köpfen halten, aus denen das übrige herauswächst. Alle drei Schnitzrahmen tragen oben in der Mitte innerhalb einer kreisrunden Kartusche einen grotesken, aus Blattwerk gebildeten Kopf in flachem Relief. Hin und wieder findet sich auch seitlich solch ein Kopf eingefügt. Nicht ausgeschlossen ist es, daß der Entwurf zur Ornamentik dieser Schnitzereien sich im einzelnen an Vorbilder der Nürnberger Kleinmeister gehalten hat. Wir denken vor allem an den Kreis des Barthel Beham. Die Halbfiguren der geflügelten Männer erinnern beispielsweise sehr an einen Stich (B. 46) des unter Behams Einfluß stehenden sogenannten Meisters I. B.

Das Anziehendste von den Schnitzereien dieser Bank sind aber ohne Frage auch hier die Kapitäle des Wandpaneels. Die über breit gefaltetem Blattwerk aus tiefer Kehlung hervorbliegenden Köpfe, meist seitlich von zwei papageienartigen Vogelköpfen flankiert, gehören zum Allerbesten, was im Norden an dekorativer Plastik aus dieser Zeit vorkommt. An Qualität ragen hervor ein Liebespaar, ein langhaariger Jünglingskopf zwischen Füllhörnern, ein aus einer Schale herauswachsender Kopf mit einem Kranz um die Stirn, ein jüngerer lächelnder Männerkopf mit Barett sowie ein bäriger mit ernstem Gesichtsausdruck und einer helmartigen Kopfbedeckung, der einen von ferne an das Selbstbildnis Peter Vischers am Nürnberger Sebaldusgrab erinnern kann. Fast wirkt auch dieses wie ein Selbstbildnis (Abb.).

Im Vergleich zu den Kapitälen Meister Adrians an der Reinhards-Bank sind die Meister Pauls durchgehend glatter und geschlossener in der Form, die Köpfe, wenn man will, größer gesehen und von typischem Gepräge. Meister Adrian geht mehr auf das Individuelle aus. Er fürchtet die Gesichter, geht ins einzelne, legt bloß. Selbst das ornamentale Blattwerk, bei den Kapitälen der Christopher-Bank verhüllend und anliegend, wird bei ihm aufgelockert, so daß der Blick eindringen kann wie in ein offenes Gehäuse. Fundamentale Unterschiede im Wesen der Gestaltung, die eine Verwechslung mit einander unmöglich machen!

Komplizierter liegen die Dinge bei den Kapitälen der Hl. Dreikönigs- und der Marienbürger-Bank (Abb.). Urteilt man ganz unbefangen und vergleicht, so wird man, der Art nach, den Schnitzer der Dreikönigs-Bank Meister Adrian, den der Marienbürger-Bank Meister Paul an die Seite stellen müssen. Obwohl die Motive an den Kapitälen der Dreikönigs-Bank ganz andere sind — kleine nackte Figürchen, zum Teil Engelsgestalten, von reich gegliedertem Rankenwerk umgeben —, so zeigt sich doch bei diesem uns namentlich nicht bekannten Schnitzer auch eine gewisse Vorliebe für Unterhöhlungen, für Auflockerung der Masse, sodaß das Ganze von Schatten reich belebt wird. Dieselbe Hand ist es keinesfalls, das ist gewiß. Gegenüber der Reinhards-Bank ist hier alles derber, kernig-gröber, unbeholfener und doch sehr reizvoll. Viel Schwung liegt darin, viel naives Draufgängertum. Aber das gerade trennt wieder die Begabungen hier und dort.

Anders der Vergleich Meister Paul — Marienbürger-Bank. Hier liegt, wie es scheint, tatsächlich eine Parallelie des Wesens und, mit einiger Einschränkung, auch in der Art der „Mache“ vor. Zweifelsohne sind die Kapitäle der Marienbürger-Bank von geringerer Qualität. Sie sind flüchtiger, äußerlicher, liebloser.

Aber die Voraussetzungen für die plastische Gestaltung ähneln sich in beiden Fällen doch sehr, indem beide Schnitzer auf Rundung und Geschlossenheit ausgehen.

Auch anderes noch haben die beiden Kapitälserien miteinander gemein. Obwohl die Kapitale der Marienbürger-Bank flacher sind, ist die Grundform mit starker Betonung der oberen Kante und ver-



Schnitzrahmen der Marienbürger-Bank  
Danzig, Artushof

hältnismäßig tiefer Ausbuchtung doch hier und dort auffallend ähnlich. Aus Blattrosetten hervortretende, oder teils aus Blättern zusammengesetzte Köpfe, wie bei der Marienbürger-Bank durchweg, finden sich auch bei Meister Paul. Endlich zeigt sich bei beiden Serien die Vorliebe dafür, an den Seiten Tiere mit stark gebuckelten Köpfen, die meist eine Kugel oder eine Frucht im Maule tragen,

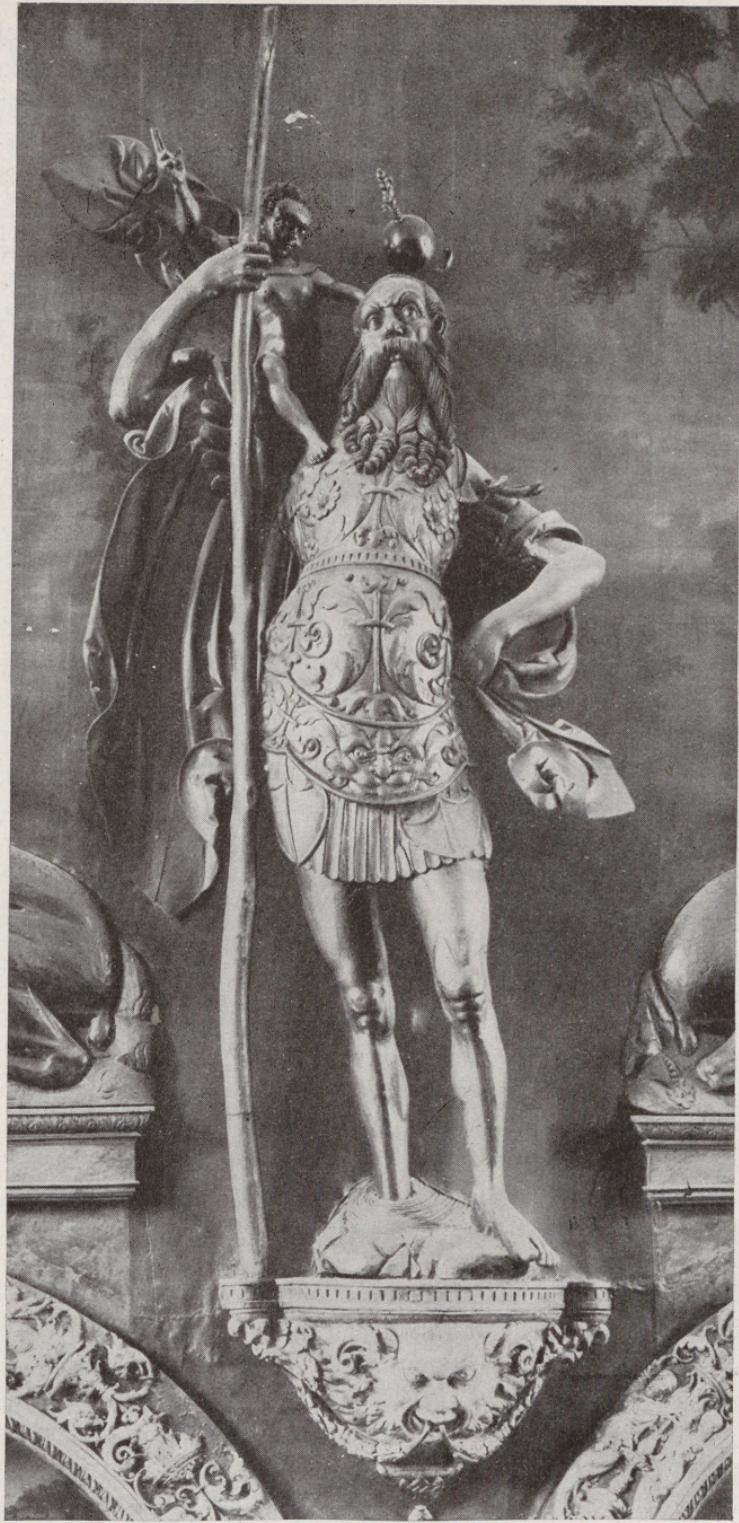
anzubringen. An den Kapitälen der Christopher-Bank waren es Vögel, hier sind es Delphine.

Dieses alles läßt uns auf den Gedanken kommen, daß der Schnitzer der Marienbürger-Bank ein Schüler Meister Pauls war.

In zwei gleichlautenden Kerbzetteln (Staatsarchiv Danzig. 416, 11 a u. b) ist uns der allgemein gehaltene Vertrag dieser Brüderschaft mit einem Meister Adrian Karffyçz vom 8. September 1536 erhalten geblieben, nach dem dieser an der Bank alles schneiden sollte. Da sich im Rechnungsbuche der Bank aber keine Zahlungen an einen andern Schnitzer außer an ihn finden, werden wir annehmen müssen, daß er sowohl die Kapitale als auch die sehr einheitlichen Schnitzereien an den vier dieser Bank zugehörigen Rondellen ausgeführt hat. Tatsächlich stimmen sowohl Kapitale als auch Rondellrahmen stilistisch schon dadurch auffallend überein, daß sich bei ihnen die Tendenz zur breiten Flächenwirkung zeigt. Motivisch weichen die groß entworfenen Schnitzereien dieser Rondelle von denen der anderen Banken wesentlich ab. Sie zeigen, den kriegerischen Darstellungen der Bilder entsprechend, Embleme des Krieges wie Helme, Schwerter, Panzer, Lanzen, Bogen und Schilder. Die nicht sonderlich bedeutende Figur König Kasimirs IV. stammt sicher nicht von der gleichen Hand.

Auf eins muß in Bezug auf den Schnitzer der Marienbürger-Bank, Adrian Karffyçz, mit Nachdruck hingewiesen werden: er ist nicht, wie Simson (S. 156) es ohne weiteres tut, mit Meister Adrian, dem Schnitzer der Reinholds-Bank, zu identifizieren. Sie sind sicher verschiedene Persönlichkeiten.

1541 war die Christopher-Bank fertig geworden. Wie erwähnt, hatte man die alte Figur ihres Schutzheiligen drei Jahre vorher verkauft, und es fehlte nun an einer neuen. So erteilte die Brüderschaft Meister Paul den Auftrag, eine solche zu schaffen. Die Notiz darüber im Rechnungsbuche der Bank lautet: „Item anno 1542 den 8tn januaris hebbe wen awer ene ghekomen meth mester paulle dem beylden schnyder ume den krysthwoffer in der lobbessen banken tho maken...“ (Staatsarchiv Danzig. 416/1. Nr. 9.). Er schuf jenen langbärtigen, gepanzerten Riesen mit dem Christkinde auf der Schulter, der, auf hoher Konsole stehend, die Arbeiten der Christopher-Bank bekrönt (Abb.). Der Entwurf dazu stammte von dem Maler Lorenz Lauenstein, der auch den Triumph entworfen hatte. Merkwürdige Bewegung durchflutet die Figur, noch gotisch anmutend, während die Beine nach dem Vorbild antiken Kontrapostes geordnet sind. Spätgotischer Schwung und spätgotische Faltengebung auch in dem kurzen Mantel, der die Gestalt umflattert; auf dem Panzer hingegen Frührenaissance-Ornamentik.



Christophorus. 1542  
Danzig, Artushof

Ueber die Persönlichkeit Meister Pauls und sein Wirken sei noch in aller Kürze, ohne daß die recht umfangreiche Kette der Feststellungen und Belege aufgezeigt werden könnte, folgendes gesagt.

Wenn Hans Brand in seiner Art der Kunst des Veit Stöß nahestand, so ist Meister Paul als richtiger Schüler des Nürnberger Bildschnitzers zu bezeichnen. Die Entwicklung seines Stiles läuft bis zu einem gewissen Zeitpunkt parallel mit der seines Lehrers. Bis zum Jahre 1503, als Stöß schmachvoll gebrandmarkt und gefangen gesetzt wurde, ist er wahrscheinlich in der Werkstatt Stößens tätig gewesen. Dann wanderte er nach Ungarn aus und erhielt hier eine Reihe von Aufträgen, u. a. die Anfertigung des Hohaltars in Leutschau, der im Jahre 1508 bzw. 1512 fertig wurde (Daun, Veit Stöß und seine Schule in Deutschland, Polen und Ungarn. Leipzig 1916, S. 68 ff., sowie Loßnitzer a. a. O. S. 122). Bis 1523 ist er dort nachweisbar. Nicht ausgeschlossen ist es, daß er sich darauf wieder nach Nürnberg gewandt und in der Werkstatt seines alten Lehrers nachhaltige Eindrücke von dem für die Karmeliterkirche bestimmten Altar („Bamberger Altar“), an dem dieser gerade arbeitete, erhalten hat. Ueber Sachsen, dessen Reformationskunst ihn für kurze Zeit gefesselt haben mag, kommt er nach Danzig. Hier müssen ihm auf Grund stilkritischer Erwägungen kurz nach 1525 der Dreikönigs-Altar (im Stadtmuseum) und die Figur des Salvator mundi in der Marienkirche zugeschrieben werden. Bis 1534, als die Arbeiten an der Christopher-Bank beginnen, ist er mit einigen Werken auch in Ostpreußen zu finden. Sein letztes bekanntes Werk ist der große Christopher von 1542. Durch ihn hat er seiner Art gewissermaßen ein Denkmal gesetzt. Denn obwohl er — in einer bereits sehr vorgerückten Zeit — den alten Gotiker in sich unmöglich verleugnen kann, zeigt er doch zugleich, wie weit er über Veit Stöß hinausgekommen ist, der nie die gotische Tradition zu durchbrechen vermochte.

## Danzig

Jetzt verstehe ich, daß man diesem Danzig sich verschreibt. Da ist Kraft, Schönheit, große Vergangenheit, stolzer Bürgersinn in gehäuften steinernen Dokumenten, die Marienkirche, der Artushof, das Rathaus, die Tore, die Türme, die Giebel, die Fassaden; in Danzigs Mauern liegt die Kraft urdeutscher, uralter Menschenkultur, und es ist kein Museum, es ist ein Kampfplatz der Gegenwart und der Zukunft, wie es sein soll in diesem Leben, das eine Einheit ist von gestern, heute und morgen.

Walter von Molo

# Die Modelle alter Segelschiffe im Artushof

Von Aug. Köster

Die Stadt Danzig, mit dem Antlitz gegen die salzige See gekehrt, war zu allen Seiten durch starke Bände mit dem Meere verknüpft. Es hat eine Zeit gegeben, da sich das ganze Leben der Stadt auf die See bezog, da man kaum einen Schritt gehen konnte, ohne von Luv und Lee, von Kalfatern und Kielholen, Lenzen und Backbraschen zu hören, da von überall die hohen Masten mit den bunten Wimpeln herübergrüßten. Wie die Kaufherren und Reeder aufs Meer schauten, so die Segelmacher, Schauerleute und Bootsführer. Ihnen allen war das Schiff, das ihre Stadt im Siegel führte, das wichtigste Gerät, die Grundlage ihrer Existenz, die Quelle jeden Wohlstandes. Und wie man in den Stuben der Seeleute, den Gasthäusern am Hafen, den Kontoren der Kaufherren kleine Modelle der großen seegehenden Fahrzeuge von der Decke hängen sah, so auch an feierlich ernster Stätte: in den Kirchen, wie in den prächtigen Festälen der Bruderschaften.

Von den ältesten Modellen dieser Art ist uns leider nichts erhalten, sie mochten, aus aschgrauen Jahrhunderten stammend, mit der Zeit morsch und mürbe geworden sein, so daß sie schließlich aus den Nähten gingen und „condemniert“ werden mußten, wie man z. B. aus diesem Grunde um 1620 die alten Modelle aus der Stadthalle von Zierikzee entfernte und durch neue ersetzte.

Das älteste der noch jetzt im Artushof vorhandenen Schiffsmodelle ist zugleich das schönste: ein prächtiger Zweidecker von 52 Stücken aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (Abb. 1 und 2). Kriegsschiffe hat Danzig zu allen Seiten besessen und auch vielfach benutzt, wie es die unsicheren Verhältnisse auf der Ostsee erforderten. Um die See von Piraten rein zu halten, waren in der Regel einige stark bemalte Schiffe unter Segel, die mit äußerster Strenge die Seepolizei ausübten, ließen hansische Seeleute doch einmal sogar gegen 100 fremde Fischer, die auf hansischem Gebiet bei Falsterbo fischten, einfach über die Planke laufen. Kriegsrüstungen verlangten vor allen Dingen auch die vielen Kriege der Hanse mit den nordischen Staaten. Es waren jedoch nicht immer Staatschiffe, diese „Auslieger“, wie man die Kriegsschiffe wohl nannte, sondern es wurden an Privatpersonen sogenannte Kaperbriefe erteilt, die dazu berechtigten, durch Kaperung feindlicher Handelsschiffe den Handel des Feindes zu unterbinden und ihn dadurch zu schädigen. Das größte, sich durch Jahrhunderte hinziehende Uebel dabei war jedoch, daß diese Kaperei immer wieder in Seeräubertum ausartete und die Kaper dann meist keinen Unterschied zwischen Freund und Feind kannten.

Das schöne Modell im Artushof (Abb. 1 und 2) zeigt uns ein städtisches Fahrzeug, wie das Danziger Wappen am Heck erkennen läßt. Das Modell ist gleich hervorragend durch die Sorgfalt in der Ausführung, die Feinheit der Arbeit, das schöne Ebenmaß der Linien, wie auch die Richtigkeit vom schiffbautechnischen Standpunkt. Durch den internationalen Verkehr haben sich Neuerungen auf dem Gebiet des Schiffbaues immer sehr schnell ver-



Abb. 1. Danziger Zweidecker um 1650  
Danzig, Artushof

breitet, und man war immer schnell bei der Hand, Verbesserungen, die man an fremden Fahrzeugen beobachtete, für sich nutzbar zu machen. Als 1462 das größte Schiff seiner Zeit, der „Peter von La Rochelle“, der spätere „Peter von Danzig“, der erste Dreimaster, der die Ostsee befuhrt, nach Danzig kam, hat er nicht umsonst lange Jahre in der Mottlau gelegen, die Danziger Schiffbauer haben daran gelernt, und sein Einfluß ist auf lange Zeit bei den Ostseeschiffen spürbar. Später hat man in gleicher Weise von den Holländern gelernt, die um 1600 ohne Zweifel im Schiffbau allen Völkern voran waren. Auch unser Modell läßt den holländischen Einfluß nicht verkennen, namentlich die Heckzier findet sich in

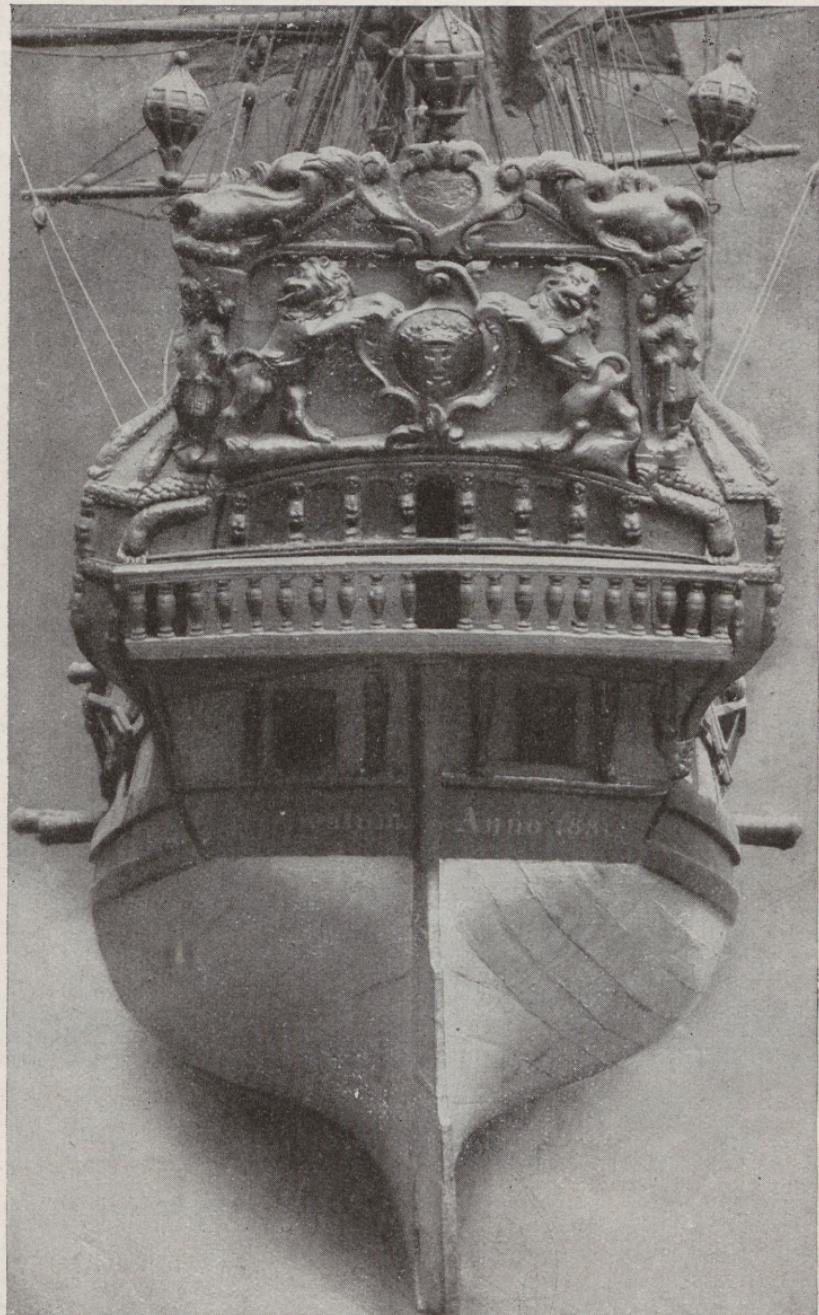


Abb. 2. Danziger Zweidecker um 1650  
Danzig, Artushof

ihren Elementen vielfach bei niederländischen Fahrzeugen. Ueber den Geschützporten, die ein Feuern achteraus ermöglichen, zieht sich eine Galerie entlang, und darüber erblickt man als Hauptzier

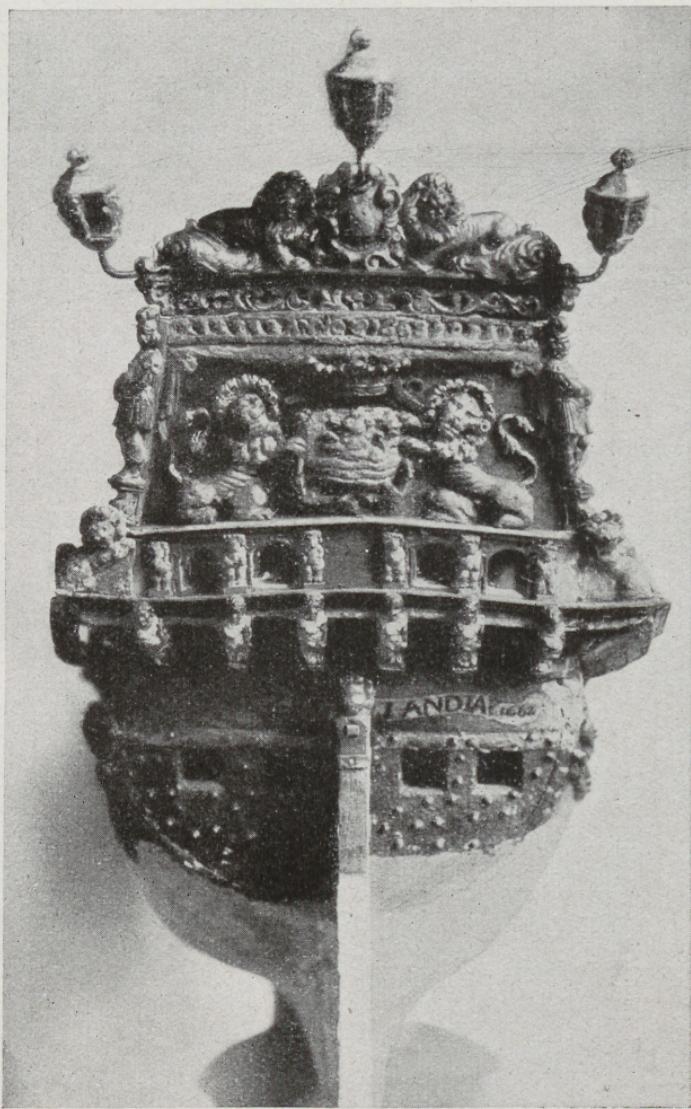


Abb. 3. Holländisches Flaggschiff „Zeelandia“  
Rotterdam, Maritiem Museum „Prins Hendrik“

das von zwei Löwen gehaltene Wappen von Danzig. Dass die Löwen als Schildhalter auf dem Spiegel der Schiffe vielfach wiederkehren, ist nicht weiter zu verwundern, dass dagegen die zwei danebenstehenden, hier noch als tragend aufgefassten Figuren, sich bei fast allen Nationen der nordischen Meere finden, zeigt, wie auch die Schmuckformen sich von Land zu Land verbreiteten. Diese

Figuren sind so langlebig, daß sie sich mehr als 100 Jahre später bei dänischen (z. B. „Trekroner“), russischen (z. B. „Drei Heiligen“)<sup>1)</sup>, wie auch bei Danziger (Abb. 4) Fahrzeugen noch nachweisen lassen. Sie verschwinden erst als die reichen Verzierungen der Spiegel überhaupt aufhören. Von ähnlicher Zähigkeit und Langlebigkeit

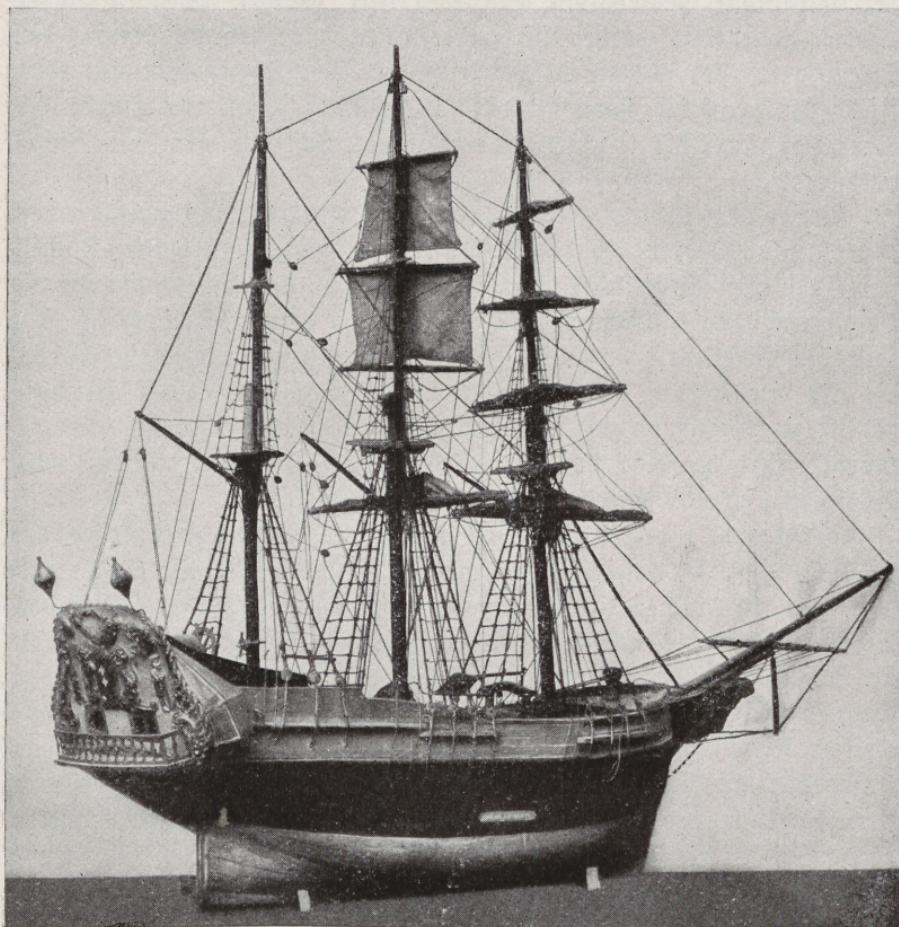


Abb. 4. Danziger Handelsfahrzeug um 1775  
Danzig, Artushof

sind die beiden Delphine, die über dem Wappenfeld zwischen den Laternen lagern, allerdings rutschen sie später etwas nach unten, und verzieren 100 Jahre später z. B. bei holländischen Nachten gern die Seitenflächen der Kajüte. Alle diese in Eichenholz geschnitzten Verzierungen waren ursprünglich reich bemalt, oft sogar vergoldet, wie auch die Bugverzierungen. Unser Modell (Abb. 1) zeigt noch den lang ausgezogenen, weit vorspringenden Bug mit

<sup>1)</sup> Vgl. Aug. Köster: „Modelle alter Segelschiffe“ Taf. X, 94, 96, 99.

der Galionsfigur, dem letzten Rest des Schnabels mittelalterlicher Galeeren (vgl. Abb. 6) und griechisch-römischer Trieren. Der Typus des Vorderschiffes, wie ihn unser Modell schon in vollendeter Weise zeigt, hat in der Nordsee, in Holland und England im wesentlichen seine Ausbildung erfahren und ist zum Teil bis zur Schlacht bei Trafalgar beibehalten worden. Mit welcher Sorgfalt unser Modell gearbeitet worden ist, zeigt sich auch in der Verzierung der Stückpforten der oberen Geschützreihe, die von Schnitzwerk umgeben sind. Die gewölbte Form ist verhältnismäßig selten und findet sich eigentlich nur bei einigen französischen Schiffen des 17. Jahrhunderts.

Über dem fünften Geschütz von vorn bemerkt man zwischen den oberen Stückpforten ein geschnitztes Löwenhaupt, aus dessen Rachen ein Ende zur Großrahe emporfährt. Es war dieses Löwenhaupt die Verzierung der Halsgaten, das sind Durchbohrungen, durch die der Hals des Großsegels fuhr, der dann von innen her steifgesetzt wurde.

Ist der Rumpf des Modelles in allen seinen Teilen als vorzüglich zu bezeichnen, so ist der Takelage, die 1831 zuletzt erneuert wurde, nicht dasselbe Lob zu spenden. Es ist nichts an ihr, was richtig ist und dem ursprünglichen Zustande entspricht.

Etwa 100 Jahre jünger ist ein anderes Modell des Artushofes, das der Mitte des 18. Jahrhunderts angehören dürfte. Es ist ein Kriegsschiff von 42 Stücken, jedoch Arbeit und Ausführung sind bei diesem Exemplar sehr viel geringer und weniger sorgfältig. So liegen z. B. die Stückpforten der beiden unteren Batterien senkrecht übereinander, was in Wirklichkeit nie vorkommt, und die mittlere Pforte der oberen Reihe liegt sogar unmittelbar über den Klampen, die das Aufentern an der Schiffswand erleichtern sollen, so daß dadurch ihre Bestimmung hinfällig würde. Der Typus des Schiffes zeigt gegenüber Abb. 1 eine erhebliche Abweichung. Das emporgezogene Achterschiff ist wesentlich niedriger gehalten, die Heckzier einfacher, wie auch die prächtige Bugverzierung mit dem Galionsbild fortgefallen ist. Die aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammende Takelage ist auch hier unrichtig. Etwa derselben Zeit dürfte das Modell eines Handelsschiffes angehören, bei dem nur die ganz kleine Seitengalerie am Heck, sowie der noch etwas vorspringende, in eine Volute sich aufrollende Bug ohne Galionsbild an die reiche Verzierung früherer Zeit erinnern. Die Volute vorn findet sich mehrfach bei russischen Schiffen, während sie in der Nordsee weniger beliebt gewesen zu sein scheint.

Die beiden nächsten Modelle (Abb. 4 und 5) zeigen uns zwei Fahrzeuge, wie sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vielfach in der Ostsee anzutreffen waren. Abb. 4, ein Handelsfahrzeug von robustem Bau, ist namentlich interessant durch die Ver-

zierung des Spiegels. Wir beobachten wieder, wie beim ersten Modell (Abb. 2), die Galerie, darüber das von zwei Löwen ge-



Abb. 5. Danziger Convoyschiff um 1775  
Danzig, Artushof

haltene Wappen von Danzig, daneben, jetzt jeglicher Funktion enthoben, in Relief, die beiden stehenden Figuren und darüber, gleichfalls in Relief, die zwei Delphine. Es sind also noch genau die-

selben Motive, die bereits mehr als 100 Jahre früher beliebt waren (Abb. 2). Der breite flache Spiegel des Kriegsschiffes (Abb. 5), von großen Fenstern durchbrochen, zeigt als figürlichen Schmuck nur das Brustbild eines Mannes, wohl eines Danzigers, dessen Name auch der Name des Schiffes war. Von der Takelage ist wohl das meiste ursprünglich, nur Rahen, Bugsriet und die Bramstangen sind einmal erneuert worden. Einen ganz anderen Typus führt uns das Modell Abb. 6 vor: eine Galeere. Es waren dies flachgehende

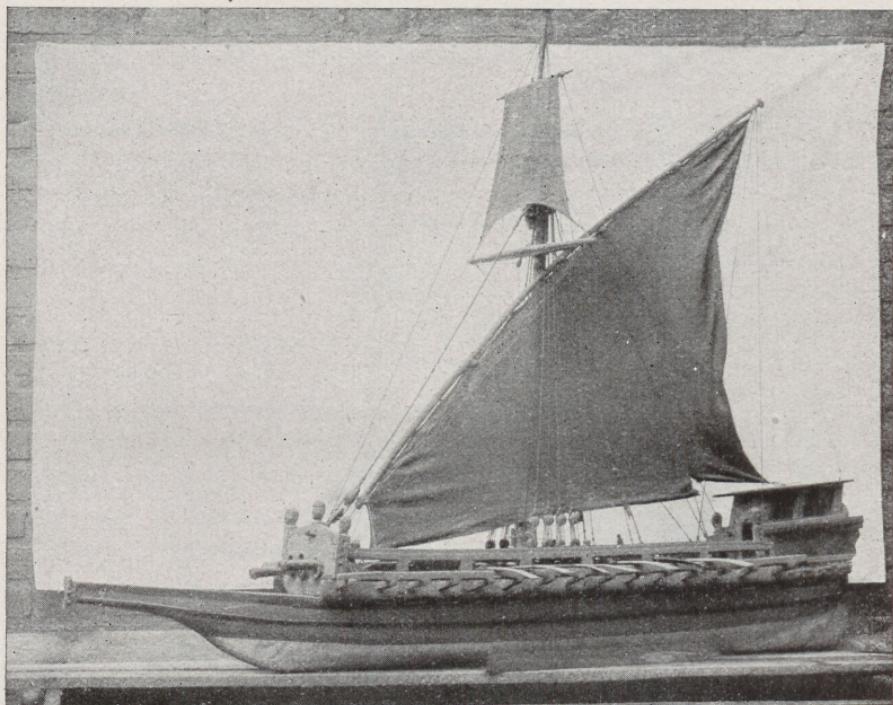


Abb. 6. Feluke  
Danzig, Artushof

Ruderkriegsschiffe, deren gewaltige Riemen — bis 13 m lang — von mehreren, meist 4 bis 5 Ruderern bedient wurden, die dem Fahrzeug eine große Schnelligkeit gaben. Ein starker, an den Seiten des Schiffes hinlaufender Baum, die „Apostis“, diente nach Art unserer modernen Ausleger, als Dollbord, als Auflager für die Riemen. Der vorn bis zu 7 m vorspringende Schnabel, ursprünglich als Sporn oder Ramme gedacht, diente später als Enterbrücke, sowie auch zur Bedienung der Takelage. Die Galeeren fuhren neben den Riemen stets zwei oder drei Masten mit lateinischem, an einer schrägstehenden Rahe angeschlagenen Segeln, und der Hals des weit nach vorn reichenden Vordersegels war an dem Schnabel belegt. Neben den als Kampfschiffe verwendeten großen

Galeeren, benutzte man auch kleine, leichte, sehr schnelle Fahrzeuge dieser Art als Depeschenboote, die sogenannten Galeoten und Felucken. Letztere führen nur einen Mast und in der Regel 12 Riemen an jeder Seite. Eine solche Felucke zeigt uns unser Modell (Abb. 6). Von der ergänzten Takelage ist nur das untere, lateinische Segel richtig, Rahsegel darüber kommen bei diesen Schiffen nie vor. Der in der Regel niedrige Mast trägt vielmehr am Top ein „Krähennest“ zum Ausguck, von dem herab in der Schlacht mit Handwaffen usw. auch gekämpft wurde. Eine senkrechte, starke Wand, die als Schutzhüll gegen feindliche Geschosse wirkt, zieht sich vorn quer über die ganze Breite des Schiffes. Für die Geschütze sind kleine runde Pforten darin ausgespart. Als Verzierungen dienen einige aus Holz geschnitzte Köpfe, wie sie auch auf dem Achterdeck neben der „Hütte“ des Kapitäns sichtbar werden. Der Ursprung dieser Verzierungsform dürfte wohl in dem barbarischen Brauch der Mittelmeer-Piraten zu erkennen sein, die abgeschlagenen Köpfe der Feinde in dieser Weise zur Schau zu stellen. Am längsten haben sich diese geschnitzten Köpfe als „Roerkop“ bei den holländischen Nachten erhalten, wo sie vereinzelt noch heute anzutreffen sind.

Obwohl auch im 18. Jahrhundert Danzigs Seehandel und Schiffahrt nicht unbedeutend waren, auch die Kunst des Schiffbaues nach wie vor gepflegt wurde, finden sich Segelschiffsmodelle der neueren Zeit nicht im Artushofe. Sie würden ohne Zweifel nicht nur eine Bereicherung, sondern auch eine Ergänzung des vorhandenen Bestandes ausmachen, und da solche Modelle sicher noch vorhanden sind, wäre zu wünschen, daß auch sie dahingebraucht werden, wo sie der Nachwelt erhalten bleiben und gleichzeitig zum Schmucke des altehrwürdigen Raumes beitragen.

## Die Hirschgeweihe im Artushof

Von Dr. W. La Baume

Unter den Merkwürdigkeiten des Artushofes in Danzig gebührt sicherlich den Hirschgeweihen, die den hallenartigen Raum zieren, eine besondere Erwähnung. Daß die beiden plastischen Hirschfiguren jederseits der Christopher-Statue in der Mitte der Westwand und ebenso die an der Ostwand angebrachte plastische Darstellung des Aktäon, der von Diana in einen Hirsch verwandelt wurde, echte Hirschgeweihe tragen, ist zwar an sich nicht auffällig; daß aber auch bei mehreren Wandgemälden aus Holz geschnitzte, also plastische Hirschköpfe mit echten Geweihen in das gemalte Bild eingefügt sind, ist immerhin sonderbar. So kommt in Anton Möllers Bild „Das

„Jüngste Gericht“ ein liegender Hirsch mit plastischem Kopf vor, welcher dem in Gestalt einer nackten Frau dargestellten „bösen Gewissen“ als Träger dient; ferner tritt in dem an derselben Wand angebrachten Gemälde „Diana auf der Jagd“ ein Hirsch halbplastisch aus der Wand heraus, und endlich befindet sich auch unter den Tieren, die Orpheus in der Unterwelt um sich versammelt hat, ein gemalter Hirsch mit holzgeschnitztem Kopf. Alle diese Hirschdarstellungen sind gleich den andern oben erwähnten mit stattlichen echten Geweihen versehen.

A. Bertling hat in der „Danziger Zeitung“ vom 22. Juli 1925 darauf hingewiesen, daß die bildlichen Kunstwerke des Artushofes verdienen, „unter dem gemeinsamen Gedanken des Hirschgeweihs betrachtet zu werden“, was in der Tat sehr nahe liegt, jedoch bisher wohl nicht geschehen ist. P. Simson geht jedenfalls in seiner Monographie des Artushofes auf das wiederholte Vorkommen von echten Hirschgeweihen im Zusammenhange mit künstlerischem Schmuck des Gebäudes nicht näher ein. Nach Bertling liegt die Vermutung nahe, die Auftraggeber der Bilder hätten den ausführenden Künstlern die Verwendung von Hirschgeweihen zur Bedingung gemacht, und so könnte weiter vermutet werden, daß es sich dabei um Jagdtrophäen der Auftraggeber handelt. Die Inschriften der Bilder sagen über den möglichen Zusammenhang nichts aus; lediglich unter der Figur des Aktäon findet sich eine lateinische Inschrift, aus der hervorgeht, daß ein gewisser Franz Möller das Geweih geschenkt habe. Bestätigt wird das durch eine Eintragung im Brüderbuch der Marienbürgerbank 1561—1570, wonach sich jemand am 24. Juni 1589 in der Marienbürgerbank verpflichtet, sobald Franz Möller das (versprochene) Hirschgeweih der Lübischen Bank verehrt habe, solle auch er das der Bank zugesagte Hirschgeweih bis zum 5. August aufstellen lassen (Simson a. a. O. S. 189). Ferner geht aus dem Rechnungsbuch der Schreiber 1544 bis 1592 hervor, daß tatsächlich 1589 in der Marienbürgerbank ein Hirschgeweih aufgestellt wurde. Da nach Simson die Darstellungen, in denen Hirschgeweih zur Verwendung gelangt sind, aus der Zeit von 1589 bis 1602, also aus der kurzen Zeit von 13 Jahren stammen, wäre es denkbar, daß auch die andern Hirschgeweihen, über die keine schriftliche Ueberlieferung etwas aussagt, in jener Zeit an den Wänden des Artushofes angebracht worden sind.

Die von Bertling aufgeworfene Frage, ob es eine auf Danzig beschränkt gebliebene Mode im Ausgang des 16. Jahrhunderts gewesen sei, Jagdtrophäen künstlerisch in bildlichen Darstellungen zu verwerten, hat Oberbaurat Tuny („Danziger Zeitung“ vom 10. September 1925) verneint. Er weist darauf hin, daß die Kunst jener Zeit in ihrer romantischen Neigung naturalistische

Motive bevorzugt habe. „Landschaftsstücke und Jagdszenen bereichern den Formenschatz, dazu allerlei Jagdgetier. Der Elefant mag aus Darstellungen antiker Triumphzüge als Vorbild übernommen sein. Bär, Elch, Reh und Fuchs beleben die Stuckreliefe in mächtig herausmodellierten Körpern. Aber vorzugsweise beliebt ist der „Gekrönte der Wälder“, der Edelhirsch. Die hohen Frieze der Saalwände, die Decken und Gurtbögen in den Gemächern fürstlicher Schlösser werden mit diesen Tiergestalten in der Umrahmung von Kartuschenwerk und Fruchtkränzen geschmückt . . .“ Cuny verweist auf den Hirschfries im großen Saale des Schlosses zu Güstrow und ähnliche Stuckdekorationen in den Schlössern zu Schwerin, Gottorp und Ösebro (Schweden), auf einen Fries im Spanischen Saal des Schlosses Ambras in Tirol, in dem Hirschköpfe mit prächtigen Geweihen vorkommen; er führt weiter als Parallele zum Artushof in Danzig den großen Saal im Hohenloheschen Schlosse zu Weikersheim in Württemberg an, der ruhende Hirsche mit natürlichem Geweih neben Elefanten und Elchen als Schmuck aufweist, und erinnert an den reichen Stukkaturenschmuck mit rundplastischen Hirschen, die ihr natürliches Geweih tragen, im Rosensaale des Schlosses Frederiksborg in Dänemark. Nach Cuny hat der weitgereiste Baumeister Antonius von Obbergen, der sich um 1586 in Danzig niederließ, sowohl der Architektur wie der Innenraumkunst seiner zweiten Heimat Danzig die Eigenart seiner schöpferischen Gestaltung aufgeprägt; seine künstlerischen Ratschlägen verdanke der Artushof den vorletzten, hauptsächlichsten Teil seiner Ausschmückung in bezug auf die Auswahl und die Anordnung der bildnerischen Werke in den Wandfeldern oberhalb der Täfelung und in den Rundellen. Insbesondere habe Meister Antoni für das zeitgemäße Motiv der Hirsche und geweihtagenden Hirschköpfe in dem Jagdliebhaber Franz Möller, der Geweih seltener Größe und vielbeneideter Kronenbildung gespendet habe, tatkräftige Unterstützung erhalten.

Aus den Ausführungen von Cuny scheint hervorzugehen, daß bei der Entstehung der eigenartigen Kunstwerke im Artushof, in denen Hirschgewehe Verwendung gefunden haben, der Wunsch, im Stile der Zeit Malerei, Plastik und Geweih in natura im Zusammenhange zu verwenden, das Primäre gewesen ist. Man könnte ja auch der Meinung sein, es seien zuerst eine Anzahl Hirschgewehe lediglich als Jagdtrophäen an den Wänden der Halle aufgehängt gewesen, und diese hätten irgend jemand den Anlaß gegeben, bildlichen Schmuck herstellen zu lassen, in den die vorhandenen Hirschgewehe eingefügt würden; aber diese auch von mir geäußerte Ansicht („Danziger Zeitung“ vom 13. August 1925) ist offenbar hinfällig, da es sich nicht um eine vereinzelte, nur in Danzig zum

Ausdruck gekommene Erscheinung, sondern um eine weit verbreitete „Mode“ jener Zeit handelt. Die im Artushof vereinigten Bankenbrüderschaften werden die Neuausstattung des Artushofes mit künstlerischem Schmuck einem namhaften Künstler — wie Cuny annimmt, Antoni von Obbergen — übertragen haben, und dieser hat im Verein mit anderen (Anton Möller, Friedemann de Vries und anderen) die Entwürfe gemacht, die im Stile jener Zeit die Verwendung von Hirschköpfen mit echten Geweihen vorsahen. Daß andererseits die Auswahl der Motive unter dem Gesichtspunkt geschehen ist, möglichst oft das Motiv des plastischen Hirschkopfes auftreten zu lassen, kann, wie ich bereits an genannter Stelle geäußert habe, wohl keinem Zweifel unterliegen; die Verwandlung des unglücklichen, für die Reize der Göttin Diana empfänglichen Aktäon in einen Hirsch und die Göttin selbst auf der Hirschjagd darzustellen, lag in diesem Zusammenhange sehr nahe, und gewiß wäre wohl Anton Möller nicht auf den Gedanken gekommen, in sein berühmtes Gemälde „Das Jüngste Gericht“ eine fast lebensgroße Hirschfigur einzufügen, wenn er nicht unter dem Eindruck des Gesamtplanes gestanden hätte.

Somit bliebe noch die Frage zu erörtern, woher wohl die Hirschgeweihe stammen, die auf solche Weise zu Teilen der künstlerischen Saalausschmückung des Danziger Artushofes geworden sind. Mit Recht hat Bertling (a. a. O.) darauf hingewiesen, daß vielleicht eine zoologische Untersuchung Hinweise auf die Herkunft der Geweihe ergeben würde. Ich habe daher in Verfolg dieser Anregung die sieben Geweihe einer genaueren Besichtigung unterzogen, soweit das mit Hilfe eines Fernglases möglich war (eine Möglichkeit, näher heranzukommen, bestand leider nicht). Es handelt sich um folgende Stücke:

1. Hirschgeweih im Bild: Orpheus in der Unterwelt. Zweiunddreißigender mit sehr dicht stehenden Sprossen. Mittelsprosse jederseits gegabelt. Rechte Stange mit Gabelkrone, linke mit Dreiastruktur.

2. Geweih des plastischen Hirsches rechts (südlich) von der Christopherfigur. Ungerader Sechzehnender; rechte Stange mit schwacher Schaufelkrone, linke mit schaufelähnlicher Krone.

3. Geweih des plastischen Hirsches zur linken Hand (nördlich) vom Christopher. Achtzehnender; beide Stangen mit einfacher Krone. Die Geweihstangen sitzen nicht am Schädeldach, wie bei 1 und 2, sondern sind einzeln aufgesetzt, und zwar in nicht ganz richtiger Auslage (zu weit); es handelt sich offenbar um zusammengehörige (d. h. von demselben Hirsch stammende) Abwurfstangen.

4. Geweih des plastischen Hirsches an der Westwand (hinten) zwischen den vier Ritterrüstungen. Sechsundzwanzigender. Die Aus-

lage des mächtigen Geweihs ist unnatürlich weit, auch sind beide Stangen unter der Rose mit starken Eisenbändern umgeben; hier nach handelt es sich entweder um zwei zusammengehörige Abwurftangen (sie sind trotz verschiedener Bildung der Kronen sehr ähnlich) oder um ein schädelechtes Geweih, das gelegentlich dicht am Schädel in den Rosenstöcken gebrochen ist. Die rechte Stange zeigt an der Krone eine doppelte Schaufel (eine Schaufel mit vier, eine mit sieben Enden), die linke eine handartige Krone mit sechs Enden und Neigung zur Schaufelsbildung.

5. plastischer Hirsch im Bild: Diana auf der Jagd. Vierzehnender; beide Stangen mit einfacher Krone. Es handelt sich anscheinend um zwei zusammengehörige Abwurftangen, die in zu weiter Auslage an dem geschnittenen Hirschkopf befestigt worden sind.

6. Aktäon mit Hirschkopf. Zwanzigender. Beide Stangen haben mächtig entwickelte Kronen, von denen die rechte eine Dreiastrkrone, die linke eine Gabelkrone ist.

7. Hirschkopf im Bild: Das Jüngste Gericht. Vierundzwanzigender. Rechte Stange mit Schaufelkrone (sieben Enden), linke mit schaufelähnlich entwickelter Doppelkrone.

Die Zahl der Enden schwankt also zwischen 14 und 32, d. h. es handelt sich durchweg um sehr stattliche Geweihe, die im übrigen größtenteils auch durch guten Wuchs und kräftige Perlung ausgezeichnet sind. Aber wenn das auch der Fall ist, so liegt doch kein Grund vor zu der Vermutung, die Geweihe stammten etwa aus dem Auslande. Swar kommt der Rothirsch in nächster Umgebung von Danzig heute nicht mehr vor — jedenfalls nicht als Standwild —, doch darf mit Sicherheit angenommen werden, daß er um 1600 (zur Zeit der Entstehung der Bilder im Artushof) und selbst später noch in den der Stadt benachbarten Wäldern sowohl im nördlichen Pommerschen, wie in denen der Danziger und Frischen Nehrung und auch in den heute verschwundenen Auwäldern des Weichseldeltas gelebt hat; dafür sprechen außer historischen Zeugnissen auch die zahlreichen Funde von Hirschgeweihen aus dem Erdboden der Gegend von Danzig. Und da es selbst heute noch im nordöstlichen Deutschland Hirsche gibt, deren Geweihe mit denen des Artushofes durchaus wetteifern können — das beweisen die jährlichen Geweihausstellungen in Berlin —, so liegt es am nächsten, anzunehmen, daß die Hirsche, deren Geweihe den Artushof zieren, nicht allzuweit von Danzig erlegt worden sind.

In diesem Zusammenhange ist noch die Frage aufzuwerfen, ob etwa die Form und Gestaltung der Geweihe irgendeinen Schluß auf ihre Herkunft gestattet. Der kürzlich verstorbene Berliner Säugetierforscher, Professor Matschie, hat sich eingehend mit dem Problem beschäftigt, ob die Veränderlichkeit des Schädelbaues

und des Geweihs bei den Hirschen geographisch bedingt ist, ob also für bestimmte Gegen den bestimmte Rassen des Edelhirschens kennzeichnend sind. Er hat auf Grund seiner jahrelangen vergleichenden Untersuchungen diese Frage bejaht und zahlreiche geographische Formen des Rothirschens benannt und beschrieben, wobei er sowohl den Bau des Schädels wie den Habitus des Geweihs und die Färbung der „Decke“ (des Felles) berücksichtigte. Wenn nun auch die Ergebnisse dieser Untersuchungen zweifellos einen richtigen Kern enthalten, so reichen sie doch nicht aus, um lediglich aus der Form des Geweihs, d. h. nach der Stellung der beiden Hauptstangen und der verschiedenen Sprossen (Enden), nach der Verschiedenheit ihrer Krümmung usw. mit Sicherheit sagen zu können, in welcher Gegend der Träger des betreffenden Geweihs gelebt hat. Derartige Untersuchungen sind doch noch nicht so weit gediehen, daß ihre Ergebnisse als völlig einwandfrei und zuverlässig angesehen werden können; denn wenn man auch beim Studium der Ausführungen von Matschie<sup>1)</sup> den Eindruck hat, es müsse etwas Richtiges daran sein, so trifft man doch hier und da auf Unklarheiten und Widersprüche, deren Matschie selbst nicht Herr geworden ist. Unter diesen Umständen halte ich es bei dem heutigen Stande der Wissenschaft für unmöglich, auf Grund vergleichend-zoologischer Untersuchungen über die Herkunft der in Rede stehenden Hirschgewehe etwas Sichereres auszusagen. Soviel darf aber wohl gesagt werden, daß die Gestaltung der Geweihes der Annahme, ihre Träger seien in Nordostdeutschland erlegt worden, nicht widerspricht.

In jedem Falle sind, wie unsere Ausführung gezeigt haben dürfte, die Hirschgewehe des Artushofes von wesentlicher Bedeutung nicht nur für die Kultur- und Kunstgeschichte Danzigs, sondern auch für die Naturgeschichte unseres edelsten einheimischen Wildes, das einstmals überall in den ausgedehnten Wäldern unserer Heimat lebte, heute aber nur dort noch gedeihen kann, wo es von Jagdliebhabern sorglich gehegt wird.

Wenn auch einst die Philosophie zur höchsten Vollendung gediehen sein wird, so wird sie doch nie, bei der Erkenntnis des Wesens der Welt, die anderen Künste entbehrlich machen; vielmehr wird sie ihrer stets als eines notwendigen Kommentares bedürfen. Umgekehrt ist auch sie der Kommentar der übrigen Künste, aber nur für die Vernunft als abstrakter Ausdruck des Inhalts aller andern Künste, und sonach des Wesens der Welt.

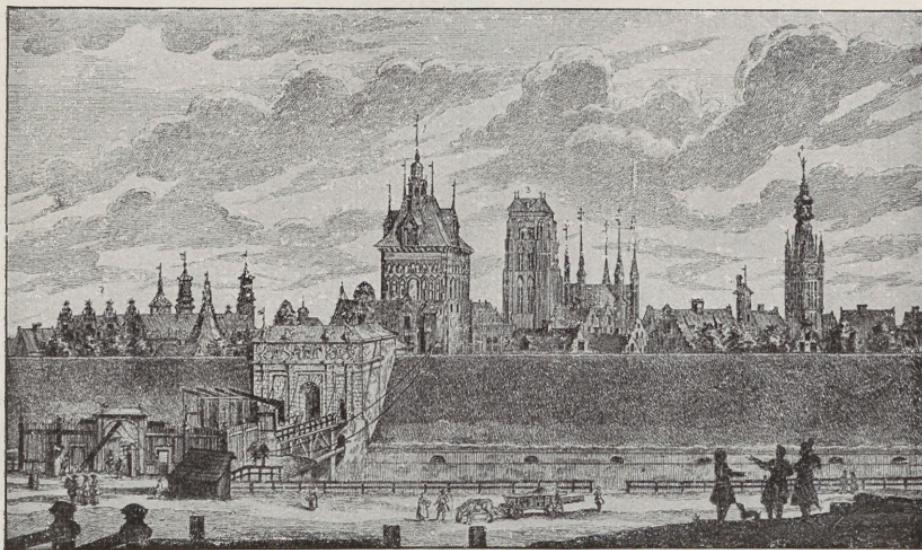
Schopenhauer

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. „Die neunzehnte Geweihausstellung zu Berlin 1913“. Veröff. d. Instit. f. Jagdkunde, Bd. II, §. 4, 1913, S. 97 ff.

# Arbeit am Heimatgedanken

Von Dr. F. Schwarz

Der Vertrag von Versailles hatte unbeabsichtigter aber notwendiger Weise wenigstens das Gute zur Folge, daß er das Deutsche Volk in wichtigen Dingen zur Selbstbesinnung brachte. Nationalgefühl und Heimatliebe haben aus dem Unglück sichtbar neue Kräfte geschöpft. Allenthalben, besonders auch in unserem gefährdeten Osten, erwachten nach dem Kriege neue Bestrebungen zur Pflege und Stärkung unseres Volksbewußtseins. Was auch



Alt-Danzig

Nach einer Radierung von Mattheus Deisch

früher da war, wurde jetzt durch Leid und Gefahr auf einen höheren Grad der Bewußtheit gehoben. Die Worte des alten Perthes von 1816 bezeichnen auch unsere Lage ziemlich genau: „Mit dem Unglück des Vaterlandes wurde die Liebe für deutsche Art und Kunst immer reger, ja, man darf sagen, sie stieg zur Begeisterung, als das Deutsche Reich durch französische Uebermacht aufhören mußte.“

Es fanden sich Männer und Institutionen, die in der Bewegung führend vorangingen, die ihre Kräfte einsetzten die Schäze zu heben, die so reich in der Heimat, ihrem Volkstum, ihrer Kultur, Geschichte und Landschaft ruhen. Nicht, daß vorher Friedhofsruhe herrschte. Die Provinzial- und Lokalgeschichte steht in unseren Landen seit langem auf besonderer Höhe. Der heute weit und breit geübte Naturdenkmalschutz hat mit Conwenz in Danzig seinen Ausgangspunkt genommen. Volksrage, Volkslied, Volksdialekt,

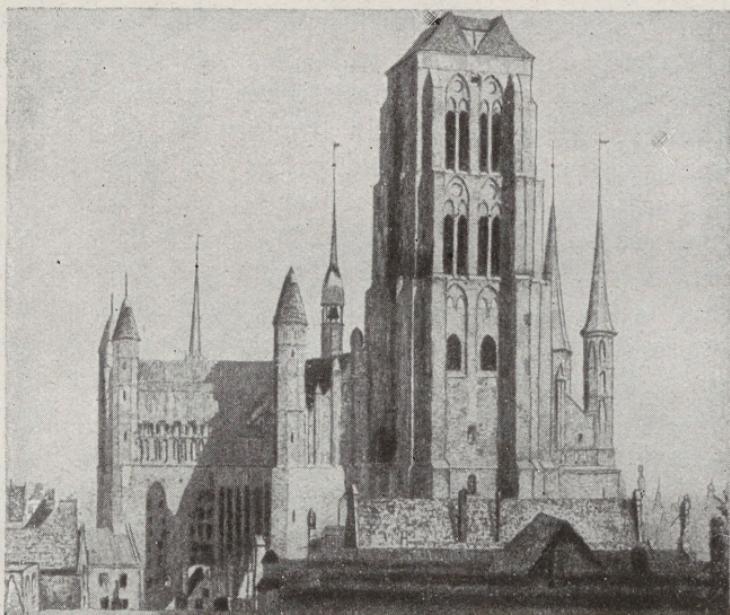
wurden auch früher hier gepflegt, gesammelt, studiert. W. Mannhardt, einer der bedeutendsten germanischen Mythologen, lebte lange



St. Elisabethkirche vor Niederlegung der Wälle  
Nach einer Radierung von Carl Schulz

Zeit in Danzig. Frischbiers Wörterbuch von 1880 ist auch heute noch nicht überholt. Eine neue umfassendere Sammlung befindet sich allerdings unter den Händen von Ziesemer in Königsberg in Vorbereitung.

Die freudige und tätige Teilnahme an diesen Dingen war aber im neuen Jahrhundert zum Teil ein wenig verebbt. Sie hat jetzt auf der ganzen Linie neue Impulse erhalten, sich verzweigt, vervielfacht, ja, auch neue Gebiete in Angriff genommen (Flurnamenforschung). Neben dem nunmehr schon 45 jährigen Westpreußischen Geschichtsverein und der bereits seit 140 Jahren bestehenden Naturforschenden Gesellschaft sind neue Organisationen entstanden, die teils mit wissenschaftlichen Zielen, wie die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, und die Kunstdurchsuchende Gesellschaft, teils



Marienkirche

Nach einer Radierung von Berthold Hellingrath

mit allgemeinen Absichten wie der Deutsche Heimatbund diese Bestrebungen aufgenommen haben. Wesentlich ist, daß alle diese Vereine, auch wenn sie wissenschaftlich sind, sich keineswegs auf den kleinen Kreis der Forscher beschränken, sondern eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin sehen, Kenntnis und Liebe der Heimat in weite Kreise zu tragen. Namentlich der Deutsche Heimatbund Danzig verfolgt in besonders wirksamer Weise das Ziel der Pflege aller der Dinge, die in dem kurzen Wort „Heimat“ so warm gefühlsbetont beschlossen sind.

Ihren Ausdruck findet die Heimatbewegung in einem blühenden Schrifttum. Es wird viel über die Ungeistigkeit dieser Zeit geklagt. Die Bücherproduktion ist zwar dem Umfange nach gewachsen, bis über den Vorkriegsstand, aber das literarische Niveau

der großen Masse scheint gesunken. Film und Filmgeist herrschen in der sogenannten „schönen Literatur“. Dem gegenüber ist ein neuer lebensfrischer Zweig erwachsen, das Heimatschrifttum, zahlreich in seinen Erscheinungen, meist wertvoll in seinem Inhalt, jedenfalls turmhoch stehend über der Masse der banalen Unterhaltungsliteratur.

Es ist billig, daß des heimischen Verlagsbuchhandels gedacht wird, wenn von unserer Heimatbewegung gesprochen wird. Das enge, wechselseitige Verhältnis, das zwischen Buchhandel und geistigem Schaffen besteht, wurzelt ja zum großen Teil in höchst realen wirtschaftlichen Grundlagen. Aber es ist auch bekannt, welches Maß von idealem Opfer- und Wagemut gerade der deutsche Buchhandel so oft gegenüber allen geschäftlichen Bedenken aufgebracht hat. Nun, Heimatliteratur ist ganz gewiß kein „Brotartikel“. So erfreulich auch die Teilnahme gewachsen ist, der Käuferkreis bleibt verhältnismäßig klein. Da darf man wohl von Idealismus sprechen und es dankbar anerkennen, daß sich zwei Verlage der Pflege des Heimatschrifttums angenommen haben. Die Verlagsbuchhandlung A. W. Kafemann ist bereits in diesen Blättern gewürdigt worden. Gegenüber diesem 1846 gegründeten alteingesessenen Verlag, zum Teil allgemeiner Richtung, ist die zweite, die Danziger Verlagsgesellschaft, ein junges Unternehmen, das sich ausschließlich der Arbeit am Heimatgedanken gewidmet hat.

Die Danziger Verlagsgesellschaft wurde im Juli 1920 gegründet von Paul Rosenberg und Kurt Siebenfreund, der der erste Verleger dieser Zeitschrift war. Seit 1925 ist Paul Rosenberg der alleinige Inhaber. Der neue Verlag stellte sofort mit der Serie der „Ostdeutschen Heimatbücher“ ein für seine Tendenz bezeichnendes Unternehmen an die Spitze seiner Tätigkeit. Es erschienen darin Neudrucke einiger älterer vergriffener Heimatschriften, wie Johanna Schopenhauers Jugendleben und Wanderbilder, eine der lebendigsten Schilderungen des Danziger Lebens aus dem 18. Jahrhundert, Eichendorffs „Wiederherstellung der Marienburg“, ein Buch, das auch heute noch dem Besucher Stimmung und Geschichte der Burg nahebringt, Johanna Niemanns Roman: „Die beiden Republiken“, der heute schon wieder vergriffen ist. Daneben erschienen Werke lebender Autoren in dieser Serie, wie Mahlaus „Geschichte der Freien Stadt Danzig“, eine in erzählender Form geschriebene Heimatgeschichte und Carsten's „Was die Danziger Straßennamen erzählen“, ein Werk, daß auf Stephans Forschungen beruhend, das bunte geschichtliche Allerlei, das in diesen Namen verbreitet lebt, für die Allgemeinheit schmackhaft zurichtet.

Mit Schenk's „Danziger Bloomegoarden“, einer Sammlung von Danziger Erzählungen und Sprichwörtern in Danziger Platt,

erfuhr die spärliche Danziger Dialektdichtung eine wesentliche Bereicherung, die seit Domansky's „Danziger Dittchen“ (1903)



Frauengasse mit Sternwarte

Nach einer Radierung von Berthold Hellingrath

und „Ein Bundchen Flündern“ (1904) nur in Herbert Seillke (z. B. in seinem trefflichen plattdeutschen Novellenbuch „Nohberschließ“) einen, wenn man so sagen darf, waschechten Vertreter hat. Daneben erschien ein weiteres Bändchen Dialektdichtungen von O. Müller-Brösen „Von Labommels on andere spoßge Lied“. Der literarischen

Betrachtung der Volkspoesie galten die bei der Danziger Verlagsgesellschaft erschienenen Arbeiten von Arno Schmidt: „Vom westpreußischen Volkslied“, und „Eine Wanderung durch das westpreußische Sprichwort“.

Dem Gebiet der heimatlichen Sage wandte sich der Verlag zu mit Herbert Sellkes Sagenbuch „Danziger Nachgesichte“ und dem „Danziger Sagenbuch für Schule und Haus“, welches, das Ergebnis eines Preisausschreibens, die Bearbeitung von 25 verschiedenen Preisträgern enthält.

Aber auch die Werke neuerer Dichter, in denen das Bild der Heimat aus heutigem Geist heraus gestaltet wird, finden wir in dem 16 Seiten umfassenden Verlagskatalog, so Hans Frank mit seinen legendären Novellen aus dem deutschen Osten: „Mutter, Tod und Teufel“ und Willibald Omankowski mit seinen schönen und reifen Dichtungen „Danzig — Antlitz einer alten Stadt“.

Ein wesentlicher Teil der Heimatkunde ist Heimatgeschichte. Außer den erwähnten Bänden der „Ostdeutschen Heimatbücher“ hat die Verlagsgesellschaft einige Sonderpublikationen des Westpreußischen Geschichtsvereins in Kommission genommen, so daß umfangreiche wertvolle Werk von Bertram m-La Baumé-KloeppeI, „Das Weichsel-Nogat-Delta. Beiträge zur Geschichte seiner landschaftlichen Entwicklung, vorgeschichtlichen Besiedlung und bäuerlichen Haus- und Hofanlage“, und die nachgelassene Arbeit Simsons: „Danzig und Gustav Adolf“. Jüngst hinzugekommen ist das mit Unterstützung des Geschichtsvereins herausgegebene Gedenkbuch der Familie Wessel von Max Wessel. Auch seine laufenden Veröffentlichungen die „Zeitschrift“, die „Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens“, die jetzt bis Band 11 erschienen sind, und die „Mitteilungen“ hat der Verein jetzt der Verlagsgesellschaft in Kommission gegeben. In das Gebiet der Heimatgeschichte gehören auch die Biographien alter Danziger von Domansky, die überzeugende Darstellung Kaufmanns: „Danzigs Deutschtum, staatliche Selbstständigkeit und Geltung in der Vergangenheit, in Urkunden, in Lichtbildern“, „Die Geschichte der Johannisschule“ von Faber, „Die Geschichte der Danziger Mennonitengemeinde“ von Mannhardt und die Mappenwerke mit Reproduktionen älterer Danziger Stadtansichten nach Matthäus Deisch und Johann Carl Schulz. Auch der nunmehr in den dritten Jahrgang tretende, vom Deutschen Heimatbund Danzig herausgegebene „Heimatkalender“ mit zahlreichen hübschen Beiträgen zur Geschichte Danzigs wäre hier zu nennen.

Den historischen Schriften reihen sich die Werke über Landeskunde an, außer den Führern von Carsten und Mühl, die „Heimatkunde“ von R. Mantau und die bereits in zahlreichen Auflagen erschienenen Karten und Pläne von Danzig. Es ist ein Verdienst der Verlagsgesellschaft, in R. Mantau einem Karten-



Langer Markt mit Rathaus  
Nach einer Radierung von Hellingrath

zeichner und Geographen auf die Spur gekommen zu sein und zum Schaffen verholfen zu haben, dessen „Karte des Gebiets der Freien Stadt Danzig“ und dessen „große Schulwandkarte der Freien Stadt Danzig“, die volle Anerkennung der Fachleute und die verdiente Verbreitung gefunden haben. Merkwürdig, daß die ausgezeichneten Reliefs, die Mantau vom Zoppoter- und Olivaer-Wald und vom Bölkauer Kraftwerk auf Anregung Rosenbergs geschaffen, und in

den Räumen der Verlagsgesellschaft ausgestellt hat, bisher so wenig Beachtung fanden. Ohne Zweifel geben sie das anschaulichste Bild der Oberfläche unserer heimatlichen Lande, das man sich nur denken kann.

Eine Anzahl Schulbücher von Bidder, Bulda, Carsten u. a., die der Verlag herausgebracht hat, sind ebenfalls durchaus heimatkundlich eingestellt. Die beiden bereits allgemein eingeführten Lesebücher für die Grundschule und für die Volksschule, „Mein Heimatland“ und „Mein Vaterland“, von Behrendt, Endrweitz u. a., von denen übrigens dasselbe im besonderen Maße gilt, vervollständigen das Bild der Buchverlagstätigkeit der Verlagsgesellschaft.

Dem Heimatgedanken widerfährt aber eine ganz besondere Förderung in der ausgedehnten Kunstverlagsabteilung der Verlagsgesellschaft. Unser heimischer Maler-Radierer Hellingrath war auch vor dem Kriege bereits einem großen Kreis von Kunstreunden auch im weiteren Deutschland bekannt. Unter den deutschen Graphikern der Gegenwart wird sein Name mit in erster Reihe genannt. Heute gibt es wohl nur wenige Danziger Bürgerhäuser, deren Wände nicht eine Hellingrath-Radierung schmückt, und die Zahl der außer Landes gegangenen Blätter ist vielleicht nicht sehr viel kleiner. Über Hellingraths künstlerisches Wirken haben diese Monatshefte schon eingehend berichtet. Darum handelt es sich hier nicht. Aber die Bedeutung dieses Wirkens für den Heimatgedanken im Lande selbst und für die Kenntnis unserer Heimat anderwärts, ist nicht hoch genug einzuschätzen. Gibt es einen anschaulicheren und einleuchtenderen Beweis für Danzigs Deutschtum als ein Danziger Stadtbild? Über 140 Platten hat Hellingrath im Laufe weniger Jahre für die Verlagsgesellschaft geschaffen. Viele Tausende von Abzügen tragen die Schönheit unserer Stadt in alle Welt. Der Verlagsgesellschaft muß es dankbar bestätigt werden, daß sie dem Künstler die wirtschaftlichen Unterlagen für sein Schaffen geboten und daß sie ihn zu immer neuer Produktion angeregt hat. Wenn es heute kaum eine deutsche Stadt gibt, die so reich an künstlerischen Wiedergaben ist wie Danzig, so verdanken wir das nicht zuletzt der Verlagsgesellschaft.

Zielbewußt hat die Verlagsgesellschaft bisher den Heimatgedanken allen ihren Veröffentlichungen vorangestellt. Ein ausgesprochener Heimatverlag, der in seiner Kunstverlagsabteilung im deutschen Osten an erster Stelle steht, hat er die heimatliche und damit die deutsche Kultur unserer Heimat vielseitig und wirksam verbreiten und vertiefen helfen.

# Die Bankenbrüderschaften des Artushofes<sup>1)</sup>

Von Dr. Arno Schmidt

Wie der Chronist Weinreich erzählt, war der neue Artushof Ende des Jahres 1481 so weit hergestellt, daß am 2. Dezember, d. h. am Adventssonntage, zum ersten Male darin Bier ausgeschenkt werden konnte. Da der Erbauer dieses zweiten Hofes die gesamte Bürgerschaft war, änderten sich nunmehr auch die Besitzverhältnisse. Früher waren die Besucher Gäste der Georgenbruderschaft gewesen, jetzt besuchten sie gewissermaßen die ganze Stadtgemeinde. Ehrenvorrechte und einen besonderen Platz behielten zwar die Brüder von St. Georg, aber nun bildeten sich auch unter den anderen Besuchern des Hofes kleinere Gesellschaften, bei denen entweder die geschäftlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen oder durch wiederholtes Zusammensein entstandene Freundschaften zu einem engeren Verhältnis führten. Sie wurden bald von anderen Handelsstädten als die Korporation der Danziger Kaufmannschaft angesehen. Mit der Zeit mußte aus der einfachen Bankgenossenschaft eine wirkliche Bruderschaft werden. Die Gründe für diesen Zusammenhalt mögen für manche Vereinigung, wie bei den Schiffbern, schon viel früher wirksam gewesen sein, doch zeigt sich eine feste Organisation tatsächlich erst seit 1481 oder kurz danach, und namentlich die verwandtschaftliche, im weiteren Sinne Landsmannschaftliche Beziehung erscheint als Grundlage für die Anfänge der sieben „Banken“, von denen zwei bald in einander aufgingen, aber nicht weniger als vier, wenn auch in geänderten Formen, bis heute bestehen blieben.

Die Reinholds-Bank wird zuerst erwähnt. In ihrem Bruderbuche heißt es: „In dem einundachtzigsten Jar. da quomen wir uff konig artus hoff zu trinken... do wart in sunte Reynoldus bangk zu voite gekorn Asten Thergarte und Hans Schoenau zu enen Stadthelder, und Schreyber worden gekorn Claws Dragehenen, Balzer Greue, seyn geselle.“ Für das Gründungsjahr sind 106 Brüder verzeichnet. St. Reinhold, bekanntlich eine Gestalt des karolingischen Sagenkreises, der Bändiger des Riesenrosses Behart, wird als Heiliger im Rheinland verehrt. In Köln und Dortmund stehen Reinholds-Kirchen. So dürfen wir in den führenden Geschlechtern der Reinholds-Bank für die älteste Zeit Rheinländer erblicken, die Sitte und Brauch der Heimat an die Weichsel verpfanzten. Von Anfang an hat die Reinholds-Bank ihren Platz in der Nordwestecke des Hofes unter der ragenden Gestalt des Ritterheiligen, wo wir in dem größeren Halbkreis ein von Meyer-

<sup>1)</sup> Siehe auch Beitrag und Bilder von Dr. Paul Abramowski: „Zur Schnitzplastik der Spätgotik und Renaissance im Danziger Artushof“. Die Schriftleitung.

heim gemaltes Bild finden, das die vier Haymonskinder auf dem Behart — nach Vorlagen aus den Brüderbüchern — leibhaftig vorführt. Von ihrem besonderen Reichtum zeugt die von ihr erworbene Kapelle in der Marienkirche, die Begräbnisstelle zugleich und Stätte der Armenpflege für die Brüder wurde. Ehrenpflicht der Brüderschaften war es, ihre Toten persönlich zu Grabe zu tragen. Der gut erhaltene Schnitzaltar, bekrönt von St. Reinhold, ist ein Werk des Joost van Cleve.

Von der lübischen Bank hat sich bemerkenswerterweise das alte Statut von 1482 erhalten, aus dem weiter unten noch einiges mitgeteilt wird. In seinem ersten Abschnitt heißt es: So hebbent de gemenen broder tho danszke uppe deme konink artis have in der Lubessken bank bolevet ene brodershop tho holdende in de ere des groten heren Sunte Tristoffers.“ Schon in der pommerellischen Zeit, im 13. Jahrhundert, bestanden zwischen Lübeck und Danzig engste Beziehungen, und auch später erscheinen die Lübecker vor anderen bevorzugt. Kein Wunder, wenn die in Danzig ansässigen Kaufleute aus der Hauptstadt der Hanse nun die geschäftlichen Verbindungen mit ihren Handelsfreunden auch zu gesellschaftlichen machten! Auch sie behielten durch die Jahrhunderte ihren Ehrenplatz unverändert an der westlichen Seite unter dem riesigen holzgeschnittenen Christophorus, dessen Bild ja nach der Legende jedem Besucher immer wieder einen neuen Lebenstag spendet. Die Lübische Bank übernimmt in kirchliche Pflege die Herren-Kapelle am Kreuzgang des Dominikanerklosters.

Die dritte, zweifellos auf landsmannschaftlicher Grundlage beruhende Bruderschaft des Artushofes war die Holländer-Bank. Zwar wird sie erst 1492 erwähnt, in welchem Jahre ihren Brüdern vertraglich eine Kapelle in der Dominikanerkirche St. Nikolai gesichert wird, aber auch hier gehen enge Handelsverbindungen auf eine frühe Zeit zurück. Bis zum Jahre 1400 sind angesiedelte Bürger aus Amsterdam, Deventer, Dordrecht, Herzogenbusch, Kampen, Middelburg, Nimwegen, Utrecht, Zütphen und anderen Städten nachweisbar, und zwar nicht etwa als besondere Gemeinde. Ihre Stammverwandten aus den Niederlanden haben im 15. Jahrhundert auch in gespannten Zeiten das Recht behalten, auf dem Artushofe, also dem alten Hofe, wenigstens ihre Geschäfte mit Heringen, Salz und Frachten zu betreiben. Kampen, Zwolle, Deventer und Zütphen werden als Genossen des Hansebundes bei Repressalien gegen die Holländer ausgenommen. Simson behauptet, daß diese Bank in der ersten Zeit nur aus Holländern bestand, und führt als Beweis die Tatsache an, daß sie sich 1514 den oben genannten Vertrag mit den Dominikanern von der Stadt Amsterdam beglaubigen läßt. Auch der wertvollste Kunstbesitz der

Nikolai-Kirche, ein großes, auf Goldgrund gemaltes Marienbild, trägt das Wappen von Amsterdam und bewahrt so das Andenken seiner Stifter. Zu den holländischen Freunden setzten sich die Danziger Geschäftsfreunde in die Bank, und bald wird sich auch der Holländer selbst, zumal seine in Danzig geborenen Kinder und Enkel, als einheimischer Danziger gefühlt haben.

Ihren Platz hat die Holländische Bank wie die zuerst 1508 genannte Schiffer-Bank in der Mitte des Hofes gehabt, und zwar an den westlichen Pfeilern, die Schiffer-Bank an den östlichen. Als die Gesamtheit der Brüderschaften sich 1742 bestimmen ließ, den Artushof als Versammlungsort aufzugeben, zeigten sich an ihr zuerst die Folgen: 1776 ging sie aus Mangel an Mitgliedern ein, ihr Vermögen übernahm die Speicherhändler-Armen-Cassa. Leider folgte ihr die verwandte Schiffer-Bank bald nach, in der schlimmen Franzosenzeit; deren letztes Brüderbuch reicht bis 1801. Und dabei hatte die Schiffer-Bank doch zu allen Zeiten am wenigsten um ihr Bestehen zu sorgen, weil sie, durch den gleichen Beruf geschlossen, von vornherein in engster Verbindung mit der Schifferzunft stand, die bereits 1386 vorhanden war und 1415 für ihre Verdienste um die Verteidigung der Marienburg, von dem Hochmeister Heinrich von Plauen das Recht erhielt, eine Kapelle zu erbauen: die heutige St. Jakobskirche. Dahn wurden bei dem Aufgeben des Hofes die Sitzgeräte der Schifferbank geschafft, dort wird auch ihr Heiligtum und ihre Pflegshaft gewesen sein. Wie ihr wohl das als „Schiff der Kirche“ bezeichnete Bild des stattlichen Viermasters, an dessen Bug unter den beiden Drachenköpfen der heilige Jakob einen friedlichen Platz hat, als ältester Besitz zuzuschreiben ist, so nicht weniger auch die holzgeschnitzte Figur des Heiligen, welche die Dreikönigs-Bank von ihrem alten Platze am Ofen bei dem Umtausch der Plätze 1713 zum Fenster mitnahm. Sicher ist, daß die Schiffsmodelle, die einen so hervorragenden Schmuck des Hofes bilden, der Schiffer-Bank gehörten. Sie sorgte zur Küre für ein Feuerwerk, bei dem auch die kleinen Geschütze Salut gaben.

Die Marienburger-Bank verdankt ihre Bezeichnung, wie es scheint, einem Bilde, dem rechten Seitenstück vom „Schiff der Kirche“, das eine Belagerung der Marienburg darstellt. Simson hat sich zuletzt dahin entschieden, daß die von 1460 geschildert sei. Ob nicht ursprünglich doch die im letzten Abschnitt erwähnte Verteidigung von 1410 gemeint war, muß dennoch erwogen werden, jedenfalls hängt die Frage nach der Entstehung der Bruderschaft aufs engste damit zusammen. Hier ist jedenfalls das Vorhandensein eines besonderen Freundschaftsringes die Voraussetzung gewesen. Aus der Art ihrer ersten Erwähnung ergibt sich außer Zweifel, daß die Bank ihrem

Plätze unter dem Bilde der Marienburg ihren Namen verdankt. Daher zuerst: Bank unter Marienburg, dann Bank Marienburg, schließlich Marienbank, da sie als kirchliche Bruderschaft nach ihrer Schutzpatronin den Namen „Bruderschaft Marien Rosenkranz“ führt und den Altar des heiligen Kreuzes in der Marienkirche erwirbt (1499). Auf dem Altar wurde ein Stück vom Kreuze Christi verehrt, das 1457 in der Marienburg erbeutet worden war. Der Geschichtsschreiber Weinreich erzählt, die Bank unter Marienburg habe 1487 einen Streit mit den Georgsbrüdern gehabt, weil letztere durch das Anbringen ihrer Rüstungen dem Bilde einen ungünstigen Platz gegeben hätten. So wird sie auch in ihrem ältesten Brüderbuch von 1507 genannt, das bis zu diesem Jahre 119 Mitglieder verzeichnet.

Nur schemenhaft zeigt sich als sechste Bruderschaft: *Unser lieben Frauen Bank*, deren Bestehen wahrscheinlich schon durch die namentliche Uebereinstimmung mit der Marien-Bank gefährdet war. Sie lehnt sich an die Reinholds-Bank an, deren Brüderbuch zum Jahre 1534 verzeichnet, daß man in ihr keinen Vogt und Schreiber mehr gewählt habe, da beide Banken in einander aufgegangen seien.

Die Heilige Dreikönigs-Bank, nach ihrem Brüderbuch seit 1483 bestehend, scheint ebenso einem besonderen Freundeskreise ihren Ursprung zu verdanken. Die religiöse Beziehung des Namens läßt wohl vermuten, daß auch für sie ein kirchlicher Mittelpunkt bestanden hat, indessen ist es noch nicht möglich gewesen, darüber Näheres zu erkunden. Sie hat ihren ersten Platz in der Südwestecke des Hofes im 16. Jahrhundert dem Rat und den Schöffen einzuräumen müssen, ihn dann aber im 18. Jahrhundert, wie oben erwähnt, zurückgewonnen. Schon 1482 wird ausdrücklich ein Ratsstuhl im Artushof genannt. Wie die Bänke 1742 bei dem Auszug der Bruderschaften verteilt waren, zeigt eine noch erhaltene Skizze.

\*

Wenn die neugewonnenen Brüder eigenhändig ihren Namen in das Brüderbuch eintrugen, konnten sie sich oft nicht enthalten, auch noch einen poetischen Zusatz zu machen, der zwar ästhetischen Anforderungen nicht immer genügt, aber zum wenigsten interessante kulturgehistliche Einblicke gewährt. So setzt 1534 Peter Pitter seinem Namen zu „genannt der fette Bruder“, ein anderer 1537 „alzeit von Leipzig“, 1591: „bei einem guten Rausch Bruder worden“; 1598 der Hauptmann Simon Storch: „alias Adebar“. Schon die sprachliche Betrachtung würde ein buntes Bild von der Herkunft unserer Hofbesucher ausmalen:

Ich hoffe, wan nun de broder sterben,  
Weerde ich den grötsten becher erven. 1606.

\*

Wer was weiß, der schweige | Wer was hat, der halt  
Vorlust kombt baldt. Halbt vor gudt ein Iderman,  
Wer weiß, was ein ander kan? 1608.

\*

Truwe und schuwe wem. 1612.

\*

Tout pour elle, rien sans elle, mais où est elle? 1612.

\*

Cosi si bala, come si suona. 1613.

\*

Ars manet, ars durat,  
Fortuna recedere curat. 1614.

\*

Drunk at night and drunk at noon,  
So is a many money quickly done. 1618.

\*

Gost, Adams Ripp' und Rebensaft,  
die drei geben Leben, Ehren, Kraft. 1622.

Heiterkeit und Frohsinn verband die Brüder bei den regelmäßigen Zusammenkünften im Hofe; schäumte der Becher über, so war immer noch zur rechten Zeit das ernste Wort des auffichtsführenden Vogtes zur Stelle, aber man darf sich doch nicht verhehlen, daß jenes große Orpheusbild über der Dreikönigs-Bank, mit dem friedlichen Verein der Tiere, gewissermaßen einen frommen Wunsch zum Ausdruck bringt. Vielsagend sind die Sätze der Hofordnung, die sich mit Vergehen wie Scheltworten, Injurien, Maulschlägen und Ziehen an den Haaren befassen muß. Das Strafbuch der Schiffer-Bank vermerkt als „Fälle“ die Schmähwörter: Bengel und Tölpel, kalbsköpfiger Schelm, Gänsedieb, Hahnrei und Prachter. Meistens besteht die Strafe darin, daß dem Schuldigen „das Bier gelegt“ wurde, d. h. ihm durfte nichts mehr vorgesetzt werden. Bei ärgeren Anlässen traten Geldstrafen ein, manchmal auch in Wachs angegeben, das zur Beleuchtung der Bank diente. Während die Schiffer als nächste Instanz ein besonderes Schiedsgericht hatten, waren sonst die Aelterleute (d. h. solche, die schon Vogt gewesen waren) und Hofherren des Rates zur Entscheidung bevollmächtigt.

Wer nach Erlass des Friedegebotes den alten Streit wieder auführte, verfiel einer härteren Strafe. 1591 verpflichteten sich zwei Mitbrüder, die aus Goetz von Berlichingen näher bekannte Redensart als „Unflaterey“ nicht mehr zu brauchen, 1487 wurde im Streit mit den hölzernen Bechern geworfen, und ein Stank in der Holländer-Bank beschäftigte 1566 das Schöffengericht. Der Rat überwachte durch seine Hofherren die Vollstreckung der Strafen, dennoch mußte er sich wiederholt über Mißbräuche und Unordnung auf dem Hofe beklagen. Einmal kam es vor, daß ein Ratsdikt, das im Hofe angeschlagen war, durch Randbemerkungen entstellt wurde. In Gerichtsakten des Staatsarchivs ist ein Schmähzettel erhalten, der am 29. Oktober 1550 an den Hof angeklebt war: „Leven getrewen borgers, wachtet ju ver den Jacop Cortt, den menschenvrededer! de by em setten gefft, de es so got als he yst; vnd de em vorgunt, to have (Hofe) ber to dryncken, de es so got als he yst; de den cedel (Zettel) affbrecht, de es so got als he yst; so lat en stan! de reynolstbank ver tyden in eren geholden, nu het men vorreders darynne.“

In derselben Zeit führt der Rat Klage darüber, daß die Besucher sich nicht auf ihren Plätzen hielten, sondern hin- und herliefen. Darum soll jeder bei Betreten des Hofes sofort in seine Bank gehen. Uebrigens wurden den Missetätern die Stellen der Hofordnung vorgelesen, gegen die sie sich vergangen hatten. Man kann sich nach diesen Proben nicht vorstellen, daß die Danziger des 16. Jahrhunderts in Sitte und Art Fortschritte gegen früher gemacht hätten. Halten wir einmal einige Sätze des Statuts der Christopher-Bank (1482) vergleichend daneben:

Item wer dem andern einen Fuß setzt in der Bank, da Unheil von kommen mag, der soll verwirkt haben einen Alt-schilling.

Item wer in der Bank sitzen will, der soll den Rat beachten und zusehen, daß er keinen „Stank“ mit dem Feuer in der Pfannen mache, noch die Pfannen stoße oder ziehe, da Unheil von kommen mag.

Item wer sitzen will in der Bank, der soll einen „höfischen“ Mund haben mit Singen oder Rufen, da Schande oder Unwillen von kommen mag, und halten Sankt Tristoffers Bruderschaft in Ehren.

Außer beträchtlichen Strafen verzeichnet die Schiffer-Bank aber auch „Einnahmen“, die bei den andern Banken nur gelegentlich vorkommen, nämlich Abgaben bei Familienereignissen. Sie hatte bei der Verheiratung eines Bruders und bei der Geburt eines Kindes 1 fl. oder eine Mahlzeit festgesetzt. Ergötzliche Zusätze begleiten die Eintragungen in dieses besondere Konto. Ist ein Kind geboren, so heißt es: „Gott hat ihm ein Geschlecht gegeben“, „er

ist gerecht geworden wegen seines jungen Geschlechtes", und bei einer Hochzeit 1608: „Schiffer Jürgen Ackerman hat sich wieder verändert und hat für ein alt Weib ein jung Weib gekriegt, dafür soll er ein Gericht geben“.

Icf heb vernomen in myn sin,  
Dat swygen brengt veel rusten in.  
Icf laet het hier by blyven  
En denck niet meer te schryven. 1719.

## Gedanken am Meer

Es geht uns mit dem Meer wie mit den Menschen, mit denen wir leben. Erst in der Ferne erkennen wir ihren vollen Wert. So ist es auch mit der Zeit, in der wir wirken und schaffen. Spätere Geschlechter finden erst das richtige Urteil. Dann wird vieles, was uns jetzt wichtig erscheint, versunken und vergessen sein. Sollte uns dieser Gedanke nicht in dieser Zeit über alle die Niedrigkeiten und das Dunkel hinweghelfen? – Sollte uns dieser Gedanke nicht eine Kraftquelle sein, nicht matt und müde zu werden, nicht zu verzagen und zu verzweifeln? Wir dürfen uns den Blick für die Zukunft und für die Aufgaben des Volkes nicht trüben lassen.

Wenn auch das Leben mehr denn je uns dem Augenblick hingeben scheint, wenn auch Vorteilsucht und unedle Leidenschaften zu siegen scheinen, es lebt hinter den Dingen noch eine stille Kraft, die auf die Zeit harrt, sich zu entfalten. Das Schönste im Leben wird uns nicht in den Schoß geworfen. Nur in inneren Kämpfen und Leiden liegt der Weg, der uns vorwärts führt. Eindrücke und Erlebnisse überstürzen sich, die Menschen fluteten raschlos dahin, von der Hast und den Sorgen des Alltags unterdrückt; aber da kommt dann eine stille Stunde, die uns wie ein Freundesarm umfängt und uns wieder zu uns selbst führt. Solche Stunden sind wie heilige Offenbarungen, wie sie uns immer wieder von neuem die Natur durch das Wiedererwachen und Blühen zeigt. In uns selbst wird die Last und Not, die uns bedrückt, frei, und der Weg zu reineren Höhen liegt wieder offen.

Heiliges Meer, deine großen Linien sind von einer Klarheit, die uns alles Kleine und Alltägliche vergessen lässt. Deine Züge erscheinen uns oft rauh und hart, wie wir es bei großen Menschen finden. Da offenbart sich eine geheime große Kraft, und wir sehen das Leben mit anderen Augen. Dann scheinen uns manche Dinge, um die wir uns gemüht und gesorgt haben, so klein und eng. Wir haben einen Blick in die Weite, der die Dinge aus der Ferne sehen lässt und uns den richtigen Maßstab für die wahren Werte unseres Lebens gibt.

# Bewirtung und Tischsitten im Artushof vor 400 Jahren

Von Dr. Hanns Bauer

„... Wir Brüder in gemein, wie uns man hie mag lesen  
 Wir lieben Fröhlichkeit und hassen traurig Wesen,  
 Wir lieben Sittsamkeit in fröhlichem Gemüt  
 Und hassen leichte Leut in ehrbarem Habit . . .  
 Wer schwelgen bei uns sucht in vollem Sauf und Brause  
 Der bessre seinen Sinn und bleib für uns zu Hause  
 Und bitte Gott daheim, daß wir in langer Ruh  
 Dies und noch manches Jahr einander trinken zu!“

So liest man in einem der Brüderbücher der Dreikönigs-Bank vom Danziger Artushof, und dieser Geist gut bürgerlicher Geselligkeit und echten, einfachen Frohsinns ist an allen Banken des Artushofes durch viele Jahrhunderte treulich gepflegt worden. Allabendlich zur Vesperstunde, wenn der Hof seine Pforten mit einem Glockenzeichen öffnete, fand man sich hier zu einem gemütlichen Schoppen im Kreise von seinesgleichen zusammen, besprach die Tagesneuigkeiten, schloß auch wohl noch mit dem Geschäftsfreunde einen Kaufhandel ab, scherzte, schimpfte und ließ sich von den Pfeifern und Trompetern eins auffspielen. Um 10 Uhr aber gebot die „Bierglocke“ bereits Feierabend und draußen warteten schon die Knechte mit Laternen, um ihre Herren sorglich heimzugeleiten. Nur die Aelterleute waren nicht an diese Stunde gebunden.

Das gewöhnliche Getränk war Danziger Bier, das ehemals einen sehr guten Ruf besaß. Aber auch Marienburger, Thorner und Elbinger wurde zwischendurch gern getrunken, ebenso Rostocker, Wismarer, Lübecker, Hamburger, das bekannte Rigaer und andere Gebräue aus befreundeten Hansestädten. Für den Trunk, den die bedienenden Knechte auftrugen, wurden je nach Wunsch und Anlaß die verschiedensten Gemäße verwendet. Da gab es Zinken und Raben, Spitzbecher, Krüser, Stuze und für ganz durstige Seelen den großen „Follen“, der namentlich bei den Brüdern der Reinholds- und Christopher-Bank beliebt war. Was an Trinkgefäßen etwa für einen Tisch benötigt wurde, läßt z. B. das Wirtschaftsbuch der Reinholds-Bank erkennen, nach dem im Rechnungsjahr 1568/1569 nicht weniger als 30 Follen und Zinken und 297 einfache Krüge angeschafft werden mußten. Viele von diesen Trinkgeschirren, voran natürlich der bei jeder Bank vorhandene große „Willkomm“, trugen schöne Verzierungen und Figuren, Wappen und lustige Sprüche. Manche führten besondere Namen wie „Frischau“, „Reinmut“, „Pelikan“, „Postreiter“, „Knopfbecher“, „Nikoleibecher“,

„Schiffchen“, und es gehörte mit zum Artushof= „Comment“, daß „man sie soll nicht anders nennen, denn wie ihr Nahm gegeben ist, sonst wird man um ein Schilling gebüßt.“ Zu Ehren vornehmer Gäste wurde Wein serviert, wobei die Danziger Kaufleute dank ihrer weitreichenden Handelsverbindungen zeigen konnten, daß ihnen die Bezugsquellen für einen erlesenen Tropfen wohlbekannt waren. Neben manch edlem Rheinwein und dem feurigen Ungar hatte der Kellermeister in der Regel auch ein paar gute französische und spanische Marken, Bordeaux, Gascogne, Portwein, Madeira, Alicante u. a. auf Lager, und selbst mit einem Fäßchen Italiener oder griechischen Malvasier wußte er bisweilen aufzuwarten. Zum Trinken konnte man einige einfache Speisen haben, wie Hering, kleine Breitlinge, Erbsenbrei und die beliebten Süßigkeiten, von denen im Mittelalter ein Gewürzkonfekt, die von Apothekern hergestellte „Krude“, besonders üblich war. Später hören wir auch, namentlich bei fremden Besuch, von allerlei Backwerk, z. B. Zuckerbrot, Pfeffernüssen, Striezheln, Pfeffer-, Pfann- und Spritzkuchen. Für gewöhnlich aber blieb es hinsichtlich der Speisen und Getränke bei bescheidenen Ansprüchen. Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts beginnt mit dem zunehmenden Wohlstand in Danzig auch die Bewirtung im Artushof immer üppiger und ausgesuchter zu werden.

Ging es des Abends einmal besonders angeregt her, etwa wenn wichtige politische Ereignisse die Gemüter beschäftigten, wenn man durch den interessanten Bericht eines von weiter Handelsfahrt heimgekehrten Tischgenossen gefesselt ward, oder ein Mitglied sich in Spendierlaune befand, wenn ein prächtiger Witbold, ein paar drollige Kampfhähne den Abend würzten oder gar Schauspieler und Artisten sich vor den Bankbrüdern produzierten, dann überhörte man auch wohl die Bierglocke und es konnte Mitternacht und später werden, bis die Herren Zecher sich müd geschrrien und ausgelacht hatten. Daß man sich in solch vorgerückter Stimmung oft über eine lächerliche Nichtigkeit aufs Höchste ereiferte, daß manche verwegene Behauptung aufgestellt, manche tolle Wette abgeschlossen und allerlei sonstiger Unsinn aufgestellt wurde, ist begreiflich. Große Trinkleistungen spielten dabei eine wichtige Rolle. Da versuchte einer unter allgemeinem Halloh einen ganzen Raben Bier mit der Mühe auszutrinken, ein anderer wollte seinen Kumpenan allen Ernstes weismachen, daß er einmal in nur 48 Stunden von Lübeck nach Danzig gefahren sei, was natürlich auf lebhafte Zweifel stieß. Den vier Brüdern German versprach ein trinkfester Freund, daß er jedesmal, wenn einer der Brüder von einer mindestens 10 Meilen langen Reise zurückkehre, diesem einen Follen zutrinken wolle, was er auch vier Jahre lang wacker durchführte. 1542 verpflichtete

sich ein noch größerer Bierheld von der Reinholds-Bank dazu, ein ganzes Jahr täglich acht Follen zu vertilgen, und wenn er es einmal nicht tue, so wolle er am folgenden Tage sechzehn trinken. Die ganze Zeché sollte am Jahresende von seinem Bankgenossen Paul Gaffske bezahlt werden. Ein Bramarbas prahlte damit, daß er imstande sei, nach Köln zu gelangen, ohne die ringsum liegenden Gebiete von Geldern, Jülich, Cleve und Berg zu berühren, was von Kundigen freilich stark bestritten wurde. 1546 erbot sich jemand zu der schauslichen Kunstleistung, einer frei umherlaufenden Hans Kopf und Füße mit einem Schlag abzuhauen, und ein andermal wettete ein Kraftmeier, daß er ein bestimmtes Haus auf dem Bischofsberg mit einer Kugel in nur 30 Ansätzen durch Werfen oder Rollen erreichen könne. So großsprecherisch und kaum erfüllbar diese in Bierlaune getroffenen Abmachungen auch erschienen, so war die Gewinnchance für den Verpflichteten wohl noch immer größer als das 1547 — offenbar in arger Katerlaune — gegebene Versprechen eines Reinholds-Bruders, fünf lange Monate kein Bier anzurühren. Natürlich wurden dazwischen auch sehr ernste Debatten geführt, ohne daß aber die Trinkfreude darunter gesunken hätte. Die hohe Obrigkeit hatte Verständnis genug, gegen die verlängerten Dämmerschoppen, wenn es nur ehrbar dabei zuging, nichts einzuwenden. Ob auch alle die daheimgebliebenen Eheliebsten sich dies gern gefallen ließen, verraten die Quellen leider nicht. Als Buße für die bereits in der ältesten Hofordnung (um 1400) berücksichtigten Nachtsitzungen mußte dem Rat eine halbe Last Bier (etwa 625 l) geliefert werden.

Obwohl gegen übermäßigen Biergenüß, insbesondere gegen das Zutrinken und größere Zechgelage an Werktagen, keine direkten Verbote erlassen waren, wie in den Artushöfen zu Culm und Thorn, so hielten doch der Rat, die Vorsteher und die Bruderschaften selber darauf, daß keine wüste Sauferei einriß, ebenso wie die leicht daraus folgenden Zänkereien, Beschimpfungen, Verleumdungen, Unfläterien, Prügeleien und sonstigen Roheiten verpönt waren. Die von den Banken alljährlich gewählten Vögte oder ihre Statthalter waren für anständige Sitten und Frieden unter ihren Brüdern verantwortlich, ihren Anordnungen mußte Folge geleistet werden. Jeder Ankömmling hatte die Anwesenden artig zu grüßen, und sollte bei Tisch „einen höfischen Mund haben“. Allerdings darf man jenes robuste Geschlecht nicht mit dem Maßstabe von heute messen wollen. Die Unterhaltung war oft mit sehr derben Ausdrücken gespickt, und manches recht saftige Geschichten wurde mit größter Unbefangenheit erzählt und allseitig mit Beifall begrüßt, wie denn auch die Eintragungen der neu aufgenommenen Bankgenossen in die Brüderbücher sich häufig in groben Obszönitäten

gefallen. 1591 machten zwei Freunde, Martin Liesemann und Achatius von Suchten, den Versuch, sich künftig eines unflätigen Ausdruckes zu enthalten, den sie sich fortwährend — wenn auch in aller Liebe — an den Kopf zu werfen pflegten. Jeder Rückfall sollte mit einem Pfund Wachs an die Dreikönigs-Bank gebüßt werden, doch vermochte von Suchten sich nicht lange an den läblichen Versatz zu halten. Das Mitbringen von „ungewöhnlich Waffen und Wehren“ war nach der Hofordnung von 1400 verboten, während die Ordnung von 1421 für die mitgebrachten Messer eine Länge von höchstens einer Elle festsetzt, bezeichnend für den ungezähmten, zu rascher und blutiger Selbsthilfe neigenden Sinn dieser Zeit. Glücksspiele wurden an den Tischen nicht geduldet. Niemand durfte einem anderen, dem er zugetrunken, zum Nachkommen nötigen. Eine andere Unsitte, die manchen bösen Schaden anrichtete und mehrfach verboten werden mußte, war das Beinstellen. Desgleichen war es untersagt, im Keller kleine Sondergesetze zu veranstalten, ferner Getränke auf den Fußboden zu gießen oder dem Nachbar etwas ins Bier zu schütten, ein „Ulk“, der nur selten zur Hebung der Gemütlichkeit beizutragen pflegte.

Kleinere Verstöße gegen die Sitzungen der Banken und die allgemein verbindliche Hofordnung wurden mit einem tüchtigen „In die Kanne steigen“ geahndet, indem der Schuldige einen Humpen leeren oder etwas stifteten mußte, z. B. einen guten westfälischen Schinken, der damals schon berühmt war. Oder er entrichtete eine Geldbuße, die bei gröberen Ausschreitungen oft recht empfindlich war. Schon, wer etwa das Bier lästerte, bekam 10 Mk. aufgebrummt, wer aber gegen den Aeltermann grob wurde, wenn es ans Einstimmen des Gastgeldes ging oder sich unterstand „perforß und trozig“ von jenem sein Bier zu fordern, hatte nach Festsetzung des Rates 20 Gulden und eine halbe Last Bier zu erlegen. Und wer gar den Aeltermann beleidigte oder antastete, mußte volle 100 Mark zahlen. Auch Ausschluß vom Besuch des Hofes konnte einem unverbesserlichen „Kleffer“ oder Raufbold blühen und selbstverständlich traf diese Strafe jeden, der das Messer gebrauchte, was in der Trunkenheit bisweilen vorkam, und jeden, der sich einer ehrlosen Handlung in und außer dem Hofe schuldig gemacht hatte.

Der gewohnte abendliche Schoppen im Artushof wurde angenehm unterbrochen durch eine Reihe althergebrachter Festmahlzeiten und kleinerer Gelegenheitsfeiern. Unter ihnen nahmen im Mittelalter das Fastnachtsfest mit dem ritterlichen Stechspiel auf dem Langen Markt, sowie der bekannte Mairitt der Georgenbrüder zu Pfingsten die vornehmste Stelle ein. Die Bruderschaften besaßen für das Turnier ihre eigenen Harnische, wer sich an dem Stechen be-

teiligte, erhielt einen Ehrenplatz an der Bank, den kein anderer einnehmen durfte. Ihren Abschluß fanden Stechspiel und Mairitt, die leider gegen Ende des 16. Jahrhunderts abzukommen begannen, durch ein feierliches Gastmahl mit Tanz im Artushof. Auch der Peterstag am 22. Februar wurde früher durch eine besondere Tafel festlich begangen. Bei der Reinholds-Bank finden sich ferner das Lichtmeßessen, das Festmahl am Reinholdstag, der Johannistrunk, bei der Dreikönigs-Bank die Bewirtung am Nikolaitag, bei der Christopher-Bank ein Essen am 21. Oktober, bei allen Banken aber als Hauptfest die Kürmahlzeit am Wahltag der Bankvögte und der anderen Beamten, sowie das Festessen am Tag der Rechnungslegung.

Zu solchen Gelegenheiten ward das feine Tischzeug benutzt, das die Banken besaßen, das Tafelgeschirr lieh man sich gegen Bezahlung, und dazu kamen all die silbernen und goldenen Prunkpokale, die sich durch Kauf und Schenkung bei den einzelnen Bruderschaften gesammelt hatten, zur Verwendung. Tisch und Wände schmückte fröhliches Grün und der Fußboden war mit Gras bestreut, wofür die „Grasfrau“ oder „Kranzlerin“ zu sorgen hatte. Sie lieferte auch die Kränze, die namentlich bei den Kürmahlzeiten von den Brüdern und den geladenen Ratsherren getragen wurden. Statt der, wegen des teuren Wachs, sonst spärlichen Beleuchtung erstrahlte heller Glanz von den messingnen Wandleuchtern herab und von den sogenannten „Bäumen“, geschnitzten Holzgestellen, auf denen Lichter angebracht waren. Eine durch Reserven verstärkte Kellnerschar stand sprungbereit, um die von dem eigens gemieteten Koch und seinem Stabe bereiteten Genüsse aufzutragen, während die Festkapelle in silberverziertem Hofgewand die Eintretenden schmetternd empfing und sogleich für heitere Gesichter sorgte.

Die Art des Tafelns und die Herrichtung der Speisen war wesentlich anders als heute. Es wurden immer eine Reihe Gerichte gleichzeitig serviert, z. B. verschiedene Fischsorten, mehrere Geflügelarten, damit jeder von dem ihm Zusagenden wählen konnte. Alles war mit Esszenen und Gewürzen derart scharf durchsäuert, gesalzen und gepfeffert, daß der Schlund wie höllisches Feuer gebrannt haben muß. Indessen, man fand es herrlich: Je mehr Essig, Pfeffer, Zwiebeln, Kapern, Senf, Meerrettig, Muskat, Ingwer, Safran, Honig und Anis, Oliven, Korinthen, Mandeln, desto besser. Und außerdem: man bekam ja so schönen Durst darauf! Auffallend ist dagegen die seltene Verwendung von Butter, Öl und Eiern. Die Suppen waren dick und bestanden aus zahlreichen Zutaten von Fleisch, Wurzeln, Wein, Zwiebeln. Für Gemüse hat der Danziger noch heute wenig übrig, damals fehlte es völlig, außer gelegentlich

etwas Gurke oder Salat als Beilage. Um so willkommener war ihm ein ordentlicher Braten, namentlich Rinder-, Reh- und Lammbraten, dazu wurde in der Regel Apfel- oder Kirschmus herumgereicht. Fast immer kam auch die beliebte Gans auf die Tafel, bisweilen besonders gemästet. Man füllte sie mit Äpfeln oder kleinen Singvögeln. Daneben gab es natürlich Hühner, Tauben, Enten und viel Wildgeslügel, das häufig auch zum Ragout für die vom Bäcker gelieferten Pasteten diente. An Fischen finden sich Lachs, Karpfen, Hecht, Forellen, Schmerlen, Steinbutten und Felsen, teils gebraten, teils gekocht. Aber auch Räucherfisch, wie Flundern, Lachs, Neunaugen, Breitlinge und vor allem der Schonensche Hering werden gerne aufgetischt, wie man überhaupt Geräuchertes (Zunge, Pökelfleisch, Speck und Würste) zwischen all dem anderen nicht verschmähte. Zum Nachtisch gehörten neben Mandel- oder Apfeltorte verschiedenerlei Kuchen, ferner frisches Obst, Nüsse, auch Kastanien und Datteln. Das Mahl begleiteten allerlei Weine, die oben schon genannt wurden. Mitunter wurde auch Most, Glühwein oder Met zum Essen getrunken. Und nach dieser ganzen schweren Attacke gab man dem armen Magen Gelegenheit, sich durch einen ausgiebigen Trunk Bier gründlich zu „erholen“.

Während man im Mittelalter noch recht einfach speiste und sich je nach dem festlichen Anlaß an dies oder jenes hergebrachte Gericht hielt, wurde die Bewirtung seit dem 16. Jahrhundert, trotz aller behördlichen Beschränkungsversuche, immer reicher und großartiger. Namentlich das Rechnungessen, bei dem es anfangs nur Karpfen in Wein gab, gestaltete sich von Jahr zu Jahr luxuriöser. So waren bei der Reinholds-Bank 1566 zu den Karpfen bereits zwei Gänse, ein Rinderbraten, sieben Kapaunen, zwei Zungen, ein Schock Zeisige, ein Auerhahn, Bratwürste, Äpfel und drei Schock Nüsse hinzugekommen, im Gesamtbetrag von 18 preußischen Mark und 9 Groschen. 1599 waren die Kosten auf über 63 Mark gestiegen. Allerdings hatte die Kaufkraft inzwischen nachgelassen, so daß in Wirklichkeit erst das Zweifache aufgewendet war. Noch krasser ist die Steigerung der Ausgaben für das Küressen. 1550 wurden dafür noch 3 Mark, 9 Groschen, d. h. nach heutigem Gelde 51 Reichsmark bezahlt (bei einem Tauschwert von  $14\frac{2}{3}$  Reichsmark für 1 preußische Mark). 1607 mußten 117, 1621 über 230 und 1623 sogar 378 preußische Mark, 16 Groschen ausgelegt werden. Bei einem Tauschwert von nur noch 3 Reichsmark für 1 preußische Mark, betrug die Summe also 1136 heutige Mark, d. h. das 22fache des Aufwandes vom Jahre 1550! Simson hat in seiner Geschichte des Artushofes die Speisekarte und das drum und dran der Ausgaben für jene — man kann nicht anders sagen! — Fresserei als kulturgeographische Merkwürdigkeit mitgeteilt. Da-

nach wurden verbraucht zwei Rehkeulen, sieben Paar Kapaunen,  $\frac{1}{4}$  Ochsen, eine Auerhenne, 18 Birk- und Haselhühner, zwei Schnepfen, 30 Paar Seidenschwänze, drei Puten, sieben Pfund Speck, fünf Pfund Butter, polnische Suppe, vier Fäschchen Austern, Lachs, 10 Schock Schmerlen,  $2\frac{1}{2}$  Schock Eisenkuchen, Brot, Walnüsse, drei Sorten Zucker, Reis, Datteln, „Zuckerzwerge“, Zimmet, Pfeffer, Safran, Salz, sechs Stof Rheinwein und zwei Stof Ximeneswein zur Zubereitung, 69 Stof (= 86 Liter) Tischwein, 34 Stof (= 42 $\frac{1}{2}$  Liter) Weißbier und für über acht Mark Danziger Bier. Dazu kamen die Auslagen für je ein Fuder Holz und Kohlen, Kränze, Trommler, Trompeter, Fiedler und Dirigenten, die außerdem noch zwei Gänse vorgesetzt bekamen.

Noch manches derartige Prunkmahl fand in der Folgezeit im Artushofe statt, dafür begannen aber die täglichen Zusammenkünfte seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts allmählich aufzuhören, und damit ging auch der eigentliche Zweck dieser für das Danziger Leben einst so bedeutungsvollen Stätte verloren.

## Mondnacht in Danzig

Im Sichelmond, dem roten, fahlen,  
versonnen die grauen Giebel ruhn,  
vorm Artushof in grünen Strahlen  
rieseln die Märchen unterm Neptun . . .

Durch die Gassen geht die Sage,  
raunt dir zu Verklung'nes viel — —  
und mit silberfeinem Schlage  
singt ein altes Glockenspiel . . .

Durch der Frauengasse Linden zärtlich zieht  
ein Klang vom Blumenbrett,  
als hauchte ein schüchternes Liebeslied  
übern Beischlag ein leises Spinett . . .

Heimwehschwer roll'n ferne Wogen  
an den Strand, von Stürmen matt,  
und in goldnem Sternenbogen  
träumt die stille Hansastadt — —

# Möwen

Von Carl Bechler

Heiser ist der Schrei der Möwen. Sie klagen aus grauer Einsamkeit. Ihr Flug trägt sie dicht über das schollige Wasser des wintergelben Flusses, wo sie Nahrung suchen, bis hinauf an das verwitterte Backsteingemäuer des alten Wassertores, dessen Rinnen und Spalten der Schnee überkrustet hat.

Ein Auto fährt an das Tor heran. Der Chauffeur springt heraus, öffnet den Schlag der Limousine und hilft einem Herrn heraus. Der stützt sich auf den Arm und schreitet, geleitet von dem Wagenlenker, der vorsichtig den eisigen Stellen ausweicht, durch die Wölbung des Tores an das Geländer, das den Fluss abschließt. Hier greift er mit beiden Händen an die eiserne Kante und wendet, tief aufatmend, den Kopf dem Flusse zu.

„Hansen!“ wendet er sich nach einer Weile an den erfurchtsvoll dastehenden Wagenlenker.

„Herr Doktor?“ Es liegt der feine Unterton ängstlicher Besorgnis in der Antwort.

„Ich habe etwas Kopfweh!“ Die feine schlanke Hand mit dem kostbaren Ring geht zur schmalen, blassen Stirn. „Lassen Sie mich allein, für eine Viertelstunde. Kommen Sie dann wieder mit dem Wagen und holen Sie mich ab!“

„Sehr wohl, Herr Doktor!“ Aber ehe er sich fortwendet, wirft der Chauffeur noch einen prüfenden Blick auf seinen Herrn. Der aber hat wieder den Kopf dem Flusse zugewendet und lauscht dem Klagen der Möwen. Mit einem kaum hörbaren Seufzen wendet sich der andere um, klein und zögernd sind seine Schritte, die ihn zum Wagen bringen, und langsam, sehr langsam, verläßt der Wagen die Stelle. —

Etwas weiter unterhalb des Wassertores stehen zwei andere Gestalten an demselben Geländer. Abgerissen, ärmlich, den Kragen des fadenscheinigen, grauen, alten Militärmantels hochgeschlagen, die Hände tief vergraben in den abgefranzten Taschen.

„Du!“ meint halblaut der lange Hagere zu dem Kleinen und hält ihn am Ärmel fest, „da ist was zu machen!“

Er packt den Kleinen bei den Schultern und dreht ihn in die Richtung des einsamen Herrn. Langsam schlendern die beiden hinzu. Unmittelbar neben die elegante Gestalt lehnen sich die beiden zerlumpten an das Geländer.

Verstohlen und aufmerksam prüft der Lange das Gesicht des Herrn, während sein Begleiter den frierenden Oberkörper über das Geländer gebeugt hat.

„Brillantring . . . feiner Pelz . . . große Perlennadel in der Krawatte!“ flüstert er nach einer kleinen Weile dem Kleinen ins Ohr, als er sich gleichzeitig über das Geländer lehnte.

Der aber, dem diese Bemerkung galt, schlägt den Pelzmantel zur Seite und bringt aus der Westentasche eine silberne Zigarettendose hervor, der er eine Zigarette entnimmt.

„Er will rauchen! Mach' schnell!“ hastete der Lange dem Kleinen ins Ohr.

Müde wendet sich der Angeredete zu dem Herrn. Nach Soldatenart grüßend, legt er die Hand an die Mütze.

„Wollen der Herr nicht ein Päckchen Streichhölzer kaufen!“ Leise und doch eindringlich bittend ist die Frage.

Der Angeredete wendet voll sein Gesicht dem Bittenden zu. „Danke! Ich habe alles!“ Es klingt bestimmt, aber nicht verleidet.

Eine Pause schleicht sich ein. Alle drei blicken nach den segelnden Möwen und dem treibenden Eis. Ein schwacher Wind trägt den Dampf der Zigarette zu dem Kleinen. Der saugt gierig den Rauch in breite Nüstern.

„Ja, ja“, meint er dann leise vor sich hin, „so geht es den alten Soldaten. Zum Schluß haben sie doch alle nichts zu kauen.“

„So?“ fragt der Herr dazwischen. Er hat wieder sein Gesicht voll dem Kleinen zugewendet, der auf das eingeworfene Wort hin auch seinerseits seinen Kopf gewendet hat. „Ist das denn wirklich so schlimm?“

„Na, und ob!“ lacht der Kleine bitter als Antwort. „Zumal, wenn man eins abbekommen hat!“

„So! Sie sind verwundet worden?“

„Ach ja!“ — wieder kommt das bittere, schmerzende Lachen — „mehr als einmal. Und das letzte Mal bekam ich eins, daß ich für alle Zeiten genug habe!“

„Also auch!“ Kaum hörbar sind die Worte über die bartlosen Lippen des Eleganten gekommen. Dann laut, beinahe sachlich: „Und wo war das?“

„Unten an der Marne, Juli 18, als wir auf Château Thierry wollten!“

„Waren Sie etwa auch Infanterist?“ überraschend hastig ist die Frage gekommen. Die Spannung, die darin liegt, hat den Hagern, der mit leeren Augen den langsam treibenden Schollen gefolgt war, herumgerissen.

„Ja!“ entgegnet der Kleine, und es klingt verhaltener Stolz aus seinen kurzen Worten, „Grenadier! Bei den Fünfern!“

„Bei meinem Regiment!“ Ungewöhnlich laut hat der Herr das ausgerufen. Er ist näher gekommen. In seinem blassen Gesicht liegt der Ausdruck schmerzlicher Spannung. Und als der andere

das wiederholt und seine Kompagnie nennt, sagt er mit einer Stimme, in der Unnennbares nachhallt: „Dann sind wir ja Regimentskameraden! Wenn auch schon von verschiedenen Bataillonen.“

Und so kommen sie ins Erzählen, der elegante Herr im Pelz, und der kleine Heruntergekommene. Aus Bruchstücken, aus Frage und Antwort formen sie das Bild einer schweren Zeit, die Tod, Tränen und Trümmer brachte.

Nur kurz sind die Pausen, die sie mit Sinnen ausfüllen. Das schrille Klagen der Möwen dringt dann zu ihnen. Bei jedem Ruf der Sturm vögel geht ein Zucken über die Züge des eleganten Herrn. —

„Herr Doktor!“

Beide schrecken aus der Unterhaltung herum. Hinter dem Angeredeten steht Hansen, der unbemerkt hinzutreten ist.

„Die Viertelstunde ist herum, wie Herr Doktor befohlen haben. Wir müssen heim, wenn wir nicht die gnädige Frau warten lassen wollen!“

Trotz des Mahnens liegt in seinen halblauten Worten der Ausdruck respektvoller Besorgnis.

„Dann muß ich wohl!“ — Erst nach einem kleinen Sinnen hat der Herr diese Worte gesagt. Nun wendet er sein Gesicht noch einmal dem Wasser zu, und seine Ohren öffnen sich dem Schreien der Möwen.

„Als ich Kind war“, — er sagt das für sich leise — „da gab es für mich nichts Schöneres zur Winterzeit als das Spiel der Möwen um diesen alten Turm. Damals . . .“ Er bricht ab, schlägt den Mantelkragen hoch. „Kommen Sie, Hansen!“ und er nimmt den angebotenen Arm seines Chauffeurs. Dann wendet er sich an den Kleinen: „Leben Sie wohl, Kamerad!“ Er sagt das mit aller Herzlichkeit.

Hastig stößt der Lange dem Kleinen ein paar Worte ins Ohr.

„Gnädiger Herr!“ Das klingt so bittend aus dem Munde des Kleiner. Und als der Herr einhält und sich mit der Frage: „Na, was soll's?“ umwendet, da bröckeln die Worte hervor: „Der Herr werden doch verstehen . . . wir sind arme Schlucker . . . und mit der Arbeit im Winter . . . schon zwei Tage kein warmes Essen . . . und eine warme Stube . . . kennt unsereins auch nicht . . .“

„Ich verstehe Sie vollkommen“, unterricht der Herr den Stockenden. „Seien Sie mir nicht böse, Kamerad. Aber die Möwen und die Erinnerung, die sie tragen, haben mich vergnüglich gemacht. Leben Sie wohl! Dies zur Erinnerung an einen, der Ihr Kamerad war und dem sie auch eins ausgewischt haben!“

Er reicht dem Kleinen einen Geldschein hin, den er während seiner Worte aus seiner Brieftasche genommen hatte.

„Danke, Herr!“ Das kommt langsam und leise über die Lippen des Kleinen. Er hält das Geld dem Längen hin.

„Donnerwetter!“ bricht der los. „Mensch denk dir: Hundert Gulden!“

Er blickt dem Herrn nach, der auf den Arm des Chauffeurs gestützt, mit kleinen Schritten durch das Tor zu seinem Wagen geht. „Ein nobler Herr, dein Kamerad!“

Der Kleine hat sein Gesicht wieder dem Fluß und den Vögeln zugewendet. „Ja, du magst recht haben . . . Nobel, ja . . . aber komisch doch!“

„Komisch!“ staunt der Lange seinen Freund an.

„Ja! Oder wie nennst du das? Er spricht die ganze Zeit mit mir und merkt gar nicht, daß ich blind bin!“ Seine Worte sind nicht ohne innerliche Entrüstung.

„Das konnte er auch nicht merken!“ Der Ton der Stimme ist auf einmal fremd geworden, daß der Kleine aufstaunt.

„Nein, das konnte er auch nicht merken!“ wiederholt der Lange, und mit einer Stimme, in der das Mitleid wohnt, fährt er fort: „Denn sie hatten ihn auch blind geschossen — wie dich!“

Da nahm der Kleine schweigend die Hand des Hageren und schritt mit ihm dem alten Tore zu. —

Heiser ist der Schrei der Möwen, die aus grauer Einsamkeit klagen.

## Leise Wellen

Wenn die Wellen still verrinnen,  
die sich kaum ans Ufer wagen,  
ists mir oft in Dämmerstunden  
wie ein leises Liebessagen.

Well und Welle sucht sich Wege,  
vorm Verenden noch ein Wiegen,  
feine Zeichen stehn im Sande . . . .  
Schauen, träumen, still dort liegen.

Immer neu ein gleiches Raunen,  
Lichterspiel in Abendglut;  
überall ein sanftes Neigen  
und verrinnendes Verbluten.

# Rundschau

---

## Zur 6. Deutschkundlichen Woche des Deutschen Heimatbundes Danzig

Von Senator Dr. H. Strunk

Die Deutschkundlichen Wochen in Danzig, diese Höhepunkte der Deutschkundumsarbeit des Deutschen Heimatbundes, standen in den verflossenen fünf Jahren unter folgenden Leitgedanken:

- 1921: Wie lebt sich das deutsche Volkstum in Danzig aus, und welche Aufgaben hat ihm gegenüber die Wissenschaft der deutschen Volkskunde?
- 1922: Welche Eigentümlichkeiten weist die deutsche Sprache in Danzig auf, und welche Aufgaben ergeben sich zur Pflege des deutschen Sprachgefühls und der deutschen Sprache in Danzig?
- 1923: Welche Meisterwerke der deutschen bildenden Kunst weist Danzig auf, und auf welche Weise können unsere Bau- und Kunstdenkmäler erhalten und unserem Geschlecht dienstbar gemacht werden?
- 1924: Welchen Anteil haben Danziger an der deutschen Dichtung, und mit welchen Mitteln kann die deutsche Dichtung und die deutsche Bühnenkunst in Danzig gefördert werden?
- 1925: Welches Verhältnis hat der deutsche Mensch in der Ostmark zur Natur, und welche Aufgabe hat der Heimatbund hinsichtlich der Erweckung eines echten Naturgefühls und des Schutzes der Natur und ihrer Denkmäler?

Die Gedanken, die sich aus diesen Fragestellungen ergaben, sind nicht vergebens behandelt worden, sie sind in weite Kreise der Bevölkerung gedrungen und wirken noch heute nach. Viele werden mit mir den Wunsch haben, daß diese Gedanken im praktischen Leben und in der Öffentlichkeit mehr Berücksichtigung und Geltung finden möchten, ja sie werden enttäuscht sein, daß trotz dieser zielbewußten Einwirkung so viele fehlerhafte Entscheidungen getroffen und manche beklagenswerte Ereignisse zu verzeichnen sind. Sie alle müssen sich trösten mit dem Gedanken, was wohl alles hätte geschehen können, wenn der Deutsche Heimatbund nicht gemahnt und gehandelt hätte.

Die diesjährige Sechste Deutschkundliche Woche gilt dem Gedanken: Deutsche Geschichte — Danziger Geschichte. Es bedarf keiner großen geschichtsphilosophischen Thesen und keines schweren Rüstzeuges gelehrter Untersuchungen, um den engen Zusammenhang zwischen der Geschichte des Deutschen Volkes und der Geschichte von Stadt und Land Danzig zu erfassen. Die Zusammenhänge liegen auf der Hand, denn die Geschichte Danzigs ist zu einem großen Teil deutsches Schicksal. Sie ist in den Zeiten der Vorgeschichte und Frühgeschichte unlöslich mit der allgemein germanischen Geschichte verknüpft und in vielen Perioden der deutschen Geschichte wiederum mit dieser innig verbunden. Wenn Danzigs Schicksal trotzdem als etwas Eigentümliches behandelt werden kann, das noch dazu durch eine leidenschaftliche Bewegung und wechselvolle Gestaltung höchste Spannung erregt, so folgt dies aus der besonderen geopolitischen Lage, welche die alte Hansestadt Danzig an der Mündung des Weichselstroms in die Ostsee im Grenzlandkampf und Völkerstreit gehabt hat, kein Wunder, daß ihre Geschichte oft ein Echo in der Dichtung findet. Da der Deutsche Heimatbund keine Gesellschaft von Geschichtsforschern ist, und da die

Deutschkundliche Woche kein Historikertag ist, sondern auf die gesamte deutsche Bevölkerung einwirken soll, kann der Zweck unserer diesjährigen großen Herbstveranstaltung nur sein, die Danziger Öffentlichkeit auf die vielfach verschlungenen Beziehungen zwischen der deutschen Volksgeschichte und der Geschichte von Stadt und Land Danzig hinzuweisen, ihre Teilnahme für diese Schicksalsverbundenheit zu erregen oder wachzuhalten, und ihr Gefühl für den unzerstörbaren Zusammenhang Danzigs mit dem Gesamtdeutschland zu festigen und zu deutschem Handeln und Schaffen zu beschwingen.

## Die St. Georgshalle<sup>1)</sup>

Von George Tuny

Die St. Georgenbrüderschaft hatte bei der Eröffnung des Artushofs am 2. Dezember 1481 für ihren Bankenplatz die nordöstliche Ecke in Anspruch genommen. Zur Ausschmückung der zugehörigen Wandfelder bevorzugte sie, der Ausschließlichkeit zugeneigt, in ihrer Ritterecke kampfsfreche Tier. War doch ihr Schutzpatron, der heilige Georg, das erste Schnitzwerk, welches die Halle schmückte. Sein Drachenkampf, die Verchristlichung der Perseusfigur, der stete Hinweis auf Mannestugend im Sinne des humanistischen Persönlichkeitsideals.

Das alte Besitzrecht der Georgenbrüder am Artushofe hatte der Rat im Einvernehmen mit ihnen aufgehoben und das neue Gebäude auf öffentliche Kosten errichten lassen; indessen wurde ihnen, als den ursprünglichen Begründern, einige Ehrenvorrechte zugestanden. Dazu gehörte das rittermäßige Stechspiel, das Turnier, am Fastnachtsabend und die Wahl des Maigrafen, bei dem nach der Sitte anderer Hanseaten alljährlich am Pfingstmontag stattfindenden glanzvollen Mairitt; damit war oftmals auf Befehl des Rates der Auszug in Waffen und die Musterung aller wehrpflichtigen Bürger verbunden. Im Hofe selbst trafen sie die Anordnungen über die heraldische Ausschmückung, das Anbringen von Rüstungen als Trophäen, den malerischen Wandschmuck, falls es sich um Wappen als Hoheitszeichen handelte, sowie über die Platzverteilung an die einzelnen Bänken.

In dem Testament hatte sie der Bürgermeister Philipp Bischof (17. Juli 1483†) mit seinem besten vollständigen Harnische bedacht. Die Rüstung wird am Weihnachtsabend 1483 nebst zwei anderen, die beim Stechreiten mit scharfen Lanzen gedient hatten, als Wandschmuck angebracht. Auch gegen Ende 1487 geschah dieses mit mehreren Harnischen; es waren wohl nicht nur „Platen“, vielmehr vollständiges Stechzeug, wie es der Hausbuchmeister auf der lebensvollen Zeichnung eines Turniers von 1480 darstellt. Ein solches Krönlein, als stumpfe Lanzenspitze seit 1493 in Danzig in Gebrauch, ist rechts neben dem Haupteingange an einer kleinen Kette als Erinnerungszeichen angebracht und noch vorhanden.

Gegen die Stellung dieser Harnische erhob sich der heftigste Widerspruch seitens der Marienburgergenbank. Zu tief angebracht, fand ihr Marienburg-Gemälde darunter nicht mehr Platz. Sie setzte es durch, daß die Trophäen in entsprechend größere Höhe hinaufgerückt wurden. Der Streit zog sich hin. Die Bankenbrüder „unter Marienburg“ mußten sich verletzt fühlen, denn zu Ostern 1488 befindet sich das Bild, wie Weinreich mitteilt, gegenüber im Wandfelde der Reinholds-Bank. Dieser vermeintliche Eingriff in ihre Rechte und frühere peinliche Vorgänge bei dem Fastnachtsstechen von 1486 reisten bei den Georgenbrüdern den Entschluß, ihre aristokratische Gesellschaft, wie im alten Hofe, in dem ausschließenden Kreise ihrer Mitglieder zu pflegen. Mit der Zulassung der minder vornehmen Gesellschaft erwerbstüchtiger Bürger war für ihren ständisch abgeschlossenen Kreis der rechte Boden im Artushofe nicht mehr vorhanden. Schon 1487 entschließen sich die Georgenbrüder, ein eigenes Gesellschaftshaus in ihrem Schießgarten

<sup>1)</sup> Siehe das Bild der St. Georgshalle auf Seite 515.

neben dem hohen (d. h. Langgasser-) Tore zu errichten. Mit der Genehmigung des Rates wird am Tage vor St. Andreas, den 29. November, damit begonnen. Dem Bauverständigen Hans Glottau, einem ihrer drei Gartenmeister, zugleich städtischer Münzmeister, wird die Ausführung übertragen; im Sommer 1494 ist das Gebäude fertig.

Kaspar Weinreich nennt ihn den Baumeister, an anderer Stelle heißt er der „regirzman“ über diesen Bau. Ich möchte in ihm nicht lediglich den geschäftsführenden Verwalter erkennen; neben den besonderen Fachkenntnissen werden ihm auch baukünstlerische Fähigkeiten zu eigen gewesen sein. In dieser Zeit der Vielseitigkeit und Geschicklichkeit in verschiedenen „künstlichen“ Techniken wäre das nichts Außergewöhnliches. Trägt doch der Nürnberger Münzmeister, auf dem von Georg Pencz gemalten Porträt, einen bautechnisch anmutenden Stechzirkel in der Linken. Barthel Rantius erwähnt einen Maurermeister „Gegen Glaudau“; er gehört um 1503 der Zunft an; vielleicht ein Verwandter unseres Münzmeisters.

Dieses Klubhaus der Schildbürtigen in betontem Gegensatz zum Giebelhause des Bürgers ein freistehendes Schloßchen! Sein Zug ins Feudale beruht auf der erstrebten burgähnlichen Erscheinung. Die Kennzeichen niederrheinischer Herrensitze in Backsteinbauweise, Ecktürme mit Schießscharten, offene Wehrgänge mit Zinnenkränzen, in jeder Frontmitte ein ausgefragter Erker, alles in verjüngtem Maßstabe, betonen seine Eigenart vornehmer Ausschließlichkeit. Auch hier schon die neue Kunst der Renaissance im alten Gewande. Über dem quadratischen Grundriss ein annähernd kubischer Aufbau. Das vierseitige Zeltdach als wichtiger künstlerischer Bauteil in die monumentale Gesamterscheinung planmäßig einzbezogen; in feiner Abwägung der Massen bekrönt und beherrscht von dem achteckigen, durchbrochenen Laternenaufbau mit dem goldgleisenden St. Georgsritter. Der Erbauer, Hans Glottau (Glottow), ein feinsinniger Meister; ihm sind die Baugedanken der Frührenaissance französischer Auffassung nicht unbekannt gewesen. Das zeigt sich in dem Streben nach wohlabgewogener Umrißwirkung des Baukörpers, in der eigenartigen Wandgliederung durch die selbständige Gestalt des Fenstersystems; jedes schlicht eingegliedert in ein tragendes Rechteck kräftiger Rundstäbe mit tieffschattenden Doppelsbögen. Ferner in der nachdrücklichen starken Umröhrung der breiten Frontfläche und in dem Betonen der Horizontalen in derb einfachen Gesimsen. Der bisherige trostlose Zustand des Außenheren hat seine Wertschätzung gehindert; denn nur die vollständige Bemalung im Sinne des späten 15. Jahrhunderts vermag seiner Bedeutung zur vollen Würdigung zu verhelfen. In den Mappen des Städtischen Hochbauamtes schlummern die Wiederherstellungsentwürfe des unvergesslichen Stadtbaurates Albert Lich, des letzten begeisterten Romantikers in Danzig († 1893.) Die von ihm geplante, doch erst 1898 ausgeführte Bekrönung der Ecktürmchen mit welschen Hauben entspricht dem ursprünglichen Gesamtbilde. Dennoch fehlt es an der Bemalung des gesamten Außenheren.

Die St. Georgshalle und der Artushof sind für die Baugeschichte der Ostmark von hoher Bedeutung. Seltene Werke der profanen Baukunst in der Sonderart ostdeutscher Frührenaissance finden sie für die Einzelgliederungen ihren architektonischen Ausdruck in den für Danzig kennzeichnenden Formen des bodenständigen Backsteinbaues.

## Der Artushof als Börse

Von Dr. Walter Millack

Wer mittags zwischen 12 und 2 Uhr über den Langemarkt geht, wird gewahr, wie der altehrwürdige Artushof täglich zu Leben erwacht. Für Stunden ist die alte Halle nicht mehr nur Museum für kunstbegeisterte Fremde, nicht Festhalle für Gäste aus dem Reich. Da sind die Haupttore unter der Uhr geöffnet, da dienen die breiten Beischläge

als Versammlungsort der Danziger Kaufherren, die hier in behaglichem Gespräch Sonne und flutendes Leben genießen, wenn nicht ernstere Sorgen sie in Anspruch nehmen — bevor sie in der schattigen Halle endgültig zum „Geschäft“ übergehen. Der Artushof gehört in diesen Stunden dem Danziger Kaufmann — so wie es in anderem Sinne — für Erholung und Vergnügen — zu allen Zeiten war.

Fast möchte man meinen, daß es ein natürlicher Entwicklungsgang ist, wenn der Erholungsort der Kaufmannschaft zur Börse geworden ist, diente doch diese Stätte seit der Frühzeit der Stadt immer dem tätigen Bürgertum als Treffpunkt. Und doch galt es manche Schwierigkeiten zu überwinden, bis die „Börse“ in den Artushof einziehen konnte. Es bestand eben doch ein großer Unterschied zwischen der „Hofhaltung“ der Banken und dem nüchternen Geschäftsbetrieb der Börse, zwischen den lärmenden, feuchtfröhlichen Zusammenkünften am Biertisch und dem ruhigen Verhandeln vor Warenproben und Mustern. Andererseits war es schon in frühesten Zeiten der Artusbrüderschaften natürlich und unvermeidlich, daß zwischen Trubel und Feierabendplaudern auch vom Geschäft gesprochen wurde, daß sogar Käufe und Verkäufe richtig abgeschlossen wurden, wie später auf der Börse. Denn die Kreise, die — dem Ritterstande nahestehend — einst auf Grund romantischer Erinnerungen an Waffenklang und Heldenmut den Artushof gegründet hatten, verloren sich sehr bald. Bürgerlich-kaufmännische Gesellschaftsschichten waren dort vereinigt, und ihnen war es selbstverständlich, alles Nötige über kaufmännische Einrichtungen und über Handelsgeschäfte bei den Zusammenkünften der Brüderschaft zu verabreden. Wenn auch die „Hofordnung“ von 1421 alle Geschäfte auf dem Artushof untersagte und verfügte: „daß sie ungültig sein sollten, wenn solche zustande kämen“, so war das eine der vielen Bestimmungen, an die man sich nicht lehnte. Aus einem Missbrauch, der dauernd geübt wird, wird im Laufe der Zeit Recht, und so ging es auch mit dem Verbot des Kaufschlagens auf dem Artushof. Sehr bald wurde es eine fast anerkannte Einrichtung, daß man am Abend, wenn alle Kaufleute so gemütlich anzutreffen waren, am bequemsten Geschäfte vereinbaren konnte. Als 1448 den Holländern, Seeländern und Friesen der Aufenthalt auf dem Artushof verboten wurde, gestattete man ihnen ausdrücklich den Besuch zu geschäftlichen Zwecken. Wenn das Geschäft erledigt war, sollten sie sofort wieder ihre Straße gehen.

Heute ist der Kaufmann besonders empört, wenn er bei jedem Geschäftsabschluß in lästig gestellte Fällen der Steuerbehörde gerät. Der Bürger des ausgehenden Mittelalters belastete sich freiwillig mit Abgaben für die Kirche, am liebsten für seinen Schutzpatron. Die Banken waren ja Brüderschaften, die sich ursprünglich in religiösem Sinne verbunden hatten. So galt der Brauch, daß der Schutzpatron an allen Geschäften, die bei dem abendlichen Zusammensein abgeschlossen wurden, mit Gewinn beteiligt wurde. St. Reinhold erhielt zum Beispiel nach alten Aufzeichnungen so manches Mal ein Quantum Wachs oder auch bares Geld zum Ausbau seiner Kapelle, zu Messen oder anderen frommen Zwecken. Allerlei wurde „beim Biere“ verkauft und dem Schutzpatron versteuert: ein Grundstück, Tücher, ein Schachspiel, Paternoster, Degen, Kleidungsstücke, ein goldener Ring! Neben diesen Gelegenheitsgeschäften wurden auch richtige Abschlüsse gemacht. So verkaufte z. B. 1500 in der Reinholds-Bank ein Andres Klepper an Heinrich Klot  $20\frac{1}{2}$  Stein, 5 Pfund geschmolzenes Talg, den Stein zu 5 firdung, und  $13\frac{1}{2}$  Stein ungeschmolzenes Talg, den Stein zu 1 Mark. St. Reinhold erhielt 1 Pfund Wachs als seinen Anteil, woraus ein Wissbegieriger die Höhe der damaligen freiwilligen „Umsatzsteuer“ errechnen könnte.

Doch, wie gesagt, das alles war nicht „Börse“ im heutigen Sinne. Es war ernstes Beiwerk des fröhlichen Treibens, das durch Jahrhunderte die alte Halle beherrschend in Anspruch nahm. Eher könnte man darin eine Entwicklung des Artushofs zu anderen geschäftlichen Zwecken sehen, daß dies Bauwerk im Herzen der Stadt gelegen, im Laufe der Jahr-

hunderte immer häufiger zu Versammlungen der Kaufmannschaft, zu geschäftlichen und behördlichen Zwecken benutzt wurde!

Das gesellige Treiben entartete im 16. und 17. Jahrhundert, und alle Versuche, Sucht und Ordnung aufrechtzuerhalten und so wie in früheren Zeiten möglichst alle Bürger zu den Zusammenkünften heranzuziehen, scheiterten schließlich. So kam es dazu, daß der Festraum verödeten. Inzwischen waren im 16. Jahrhundert in anderen großen Handelsstädten "Börsen" üblich geworden, die regelmäßig und zu nüchterner Tagesstunde dem Geschäftsverkehr dienten. Auch in Danzig, das ja gerade im 16. Jahrhundert die reichste Blüte seines Handels erlebte, das seine Waren nach allen Teilen Europas sandte, fanden sicherlich damals Börsenversammlungen auf dem Langenmarkt statt, ohne daß diese Versammlungen feste Formen annahmen. Zum ersten Male tauchte nun der Wunsch auf, ein "Börsenlokal" zu haben. Die dritte Ordnung, die Bürgerschaftsvertretung, wandte sich, als 1596 über die Wiedereröffnung des Artushofes verhandelt wurde, an den Rat mit der Bitte, dies Gebäude zur Börse zu bestimmen. Es blieb bei der Anregung, und Kriegswirren, die über Danzig hereinbrachen, mögen solch eine Neuerung verhindert haben. 80 Jahre später, am 21. Dezember 1676 wurde der Antrag wiederholt. Aber erst 1742 kam es zu Beschlüssen in dieser Richtung.

Mancherlei hatte sich inzwischen in der Art der Ausnutzung des Bauwerks, das einst stolz und selbstverständlich alteingesessenen Bürgern vorbehalten war, geändert. Am verständlichsten war es noch, daß das Schöppengericht einen Freitag um den anderen in der Artushalle tagte. Der Gerichtsplatz wurde für gewöhnlich mit Schranken eingehetzt, dreimal im Jahr, wenn das besonders feierliche Acht-Bürgerding stattfand, wurde er mit kostbaren aus Seide gewebten Teppichen geschmückt. Lange waren diese Sitzungen die einzige würdige Ausnutzung des Gebäudes, das sonst verödet dalag. Im übrigen hatten sich aber weniger feierliche Einrichtungen der Halle bemächtigt. Es mochte noch hingehen, daß zweimal wöchentlich öffentliche Nachmittagskonzerte dort stattfanden, obwohl diese Neuerung bei der besseren Bürgerschaft wenig Anklang fand. Am unbeständigen und störendsten waren die Krambuden, die sich nach und nach in dem altherwürdigen Gebäude immer breiter gemacht hatten und schließlich den ganzen inneren Raum erfüllten. Es war wohl eine gute Geschäftsgegend für Krambudenbesitzer, denn seit längerer Zeit diente der Artushof als Durchgang zum "Schnüffelmarkt", wie die Straße an der Rückseite des Artushofes hieß, und da der Langemarkt ebenso wie die heutige Brotbänkengasse von regstem Verkehr erfüllt war, fehlte es nicht an Käufern. Aber dieser Jahrmarksbetrieb mußte beseitigt werden, ehe die Börse den Artushof übernehmen konnte. Und als die Kaufleute 1742 den hohen Rat dringend um entsprechende Maßnahmen batzen, konnten sie gute Gründe für die Dringlichkeit ihres Antrages anführen. Seit langem hatten sie sich in "freier Börse" auf dem Langenmarkt getroffen, so wie es auch heute noch für manche Geschäftszweige üblich ist. Doch in jenen Zeiten machten sich die Fleischbänke an jedem Sonnabend dort breit und „strömten ihren üblen Geruch aus“. Ferner standen während des Dominik marktes (Anfang August) zahlreiche Verkäufer von Holz- und Irdenwaren dort aus, und da geschah es manches Mal, daß für den Kaufmann auf dem belebten Markt kein Platz übrig blieb.

Da die Kaufmannschaft in der Handelsstadt Danzig die machtvollste Körperschaft war, und da sie sich entgegenkommend in bezug auf Ersatz ausfallender Einnahmen zeigte, führten die Verhandlungen bald zu einem günstigen Abschluß. Am 31. Oktober 1742 beschloß der Rat, den Artushof der Kaufmannschaft als Börse nach ihren Wünschen zu überlassen. Das Besitzrecht der Stadt wurde dabei ausdrücklich festgehalten, und das öffentliche Interesse, wie man es damals verstand, wurde durch verschiedene Bedingungen gewahrt. So mußten die Türen der Halle offen bleiben, so daß jeder freien Durchgang hatte, mit der einzigen Einschränkung, daß Traglasten nicht hindurchgetragen werden sollen. Und zu

Weihnachten sollte nach altem Brauch der Weihnachtsmarkt in den Artushof einziehen. Vom 21. bis 24. Dezember war die Halle zu diesem Zweck den Krambuden vorbehalten.

So hatten die Danziger Kaufleute ihren Wunsch durchgesetzt. Sie besaßen nun ein Börsenlokal so stattlich und prächtig, wie es kaum eine andere Stadt aufzuweisen hatte. Im Artushof und bei schönem Wetter auf dem Langenmarkt sind seitdem Handel und Wandel von Danzig in täglichen Zusammenkünften gelenkt und betreut worden. Wieder war das alte Bauwerk zum Mittelpunkt kaufmännischen Lebens geworden, wenn auch der ursprüngliche Zweck, froher Geselligkeit zu dienen, endgültig verloren gegangen war. Seit jener Zeit hat die Kaufmannschaft auch an der Ausschmückung des Artushofes teilgenommen. Sie hatte ja nun das Hausrecht in der schönen Halle, und das benützte sie, um 1755 dem polnischen König August III. ein Denkmal im Artushof zu setzen, zum Dank für günstige königliche Entscheidungen in Rechtsstreitigkeiten mit dem Rat. Sicherlich in der Hoffnung auf weitere Rückendeckung durch den König ließen 101 kaufmännische Firmen, zusammen mit Mitgliedern der dritten Ordnung, jene weiße Marmorstatue herstellen, die heute noch ein weithin leuchtender Mittelpunkt der Halle ist. Es war ein großes Fest der Kaufmannschaft, an dem die städtischen Behörden nur als Gäste teilnahmen, als das Standbild am Geburtstage des Königs, am 7. Oktober 1755, feierlich enthüllt wurde.

Manche Störung und manche Veränderung haben die 180 Jahre, die seitdem verflossen sind, auch für die Danziger Börse gebracht. Als die Stadt im Jahre 1813 nach den schweren Leidensjahren der Franzosenzeit die harte Belagerung durch Russen und Deutsche ertragen mußte, wurde das günstig gelegene Gebäude zum Lazarett umgewandelt. Doch nach der Rückkehr unter preußische Herrschaft zog die Börse wieder in den alten Raum ein. In der Folgezeit drehte es sich nur in zum Teil sehr strittigen Verhandlungen darum, das Entgelt festzusezen, das die Börsenbenutzer der Stadt als Miete zu zahlen hatten. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erreichte die aufstrebende Kaufmannschaft hierin endgültige und günstige Beschlüsse. Viel Mühe kostete es, bis der alte Brauch des Weihnachtsmarktes in der Halle, der nun als „widerwärtig“ empfunden wurde, beseitigt werden konnte. Ein Gerichtsbeschuß erkannte den betreffenden Innungen ausdrücklich das Recht zu, in den Tagen des 21. bis 24. Dezember im Artushof ihre Waren feilbieten zu dürfen. So blieb nur der Weg gütlicher Einigung übrig. Durch Vergleich und Entschädigungen der Innungen, die seit Jahrhunderten den Weihnachtsmarkt im Artushof beschickt hatten, wurde 1867 erreicht, daß auch diese Störung, die man nun als unerträglich empfand, aufhörte. Für 500 Taler verzichteten die Tischler, Drechsler, Klempner und Zinngießer für alle Zeit auf ihr Recht, dort in den Weihnachtstagen ihre Buden aufzuschlagen. So ist denn der Artushof mehr und mehr der Öffentlichkeit entzogen worden, und die Kaufleute sehen ihr stolzes Börsengebäude heute wieder wie vor Jahrhunderten als ihr Reich an, in welchem sie bei allen Wechselsfällen der Wirtschaft die Entscheidungen zu treffen haben, die für die Wohlfahrt der alten Handelsstadt mitbestimmend sind.

Manche Veränderungen im Börsenbetriebe hat der alte Raum in den letzten Jahrzehnten gesehen. Es ist noch gar nicht solange her, daß täglich zur Mittagszeit die polnischen Juden in ihren talarartigen Gewändern, würdige Kaufherren in Zylindern zur Börsenzzeit auf dem Langenmarkt und vor dem Artushof heftig gestikulierend oder in steifer Zurückhaltung verhandelten, daß der Innenraum als Musterlager des bedeutenden Getreide- und Kolonialwarenhandels diente. Da standen runde Schälchen mit Getreide-, Kleie- und Rosinenproben, die den ankommenden Ladungen als Muster entnommen waren. Da wurde geprüft und gemäkelt, bis Abschlüsse zustande kamen. Das Holzgeschäft blieb dem eigentlichen Börsenlokal immer fern. Die „Holzkapitäne“ trafen die Käufer

lieber draußen auf dem Langenmarkt und verhandelten auf der Straße oder im Café alles Notwendige.

Und heute! — Telephon und Autos haben manches überflüssig gemacht, was noch bis zum Weltkrieg üblich war. Andere Aufgaben sind der Börse erwachsen, und es ist nicht schade, daß der äußere Betrieb entlastet ist. Heute wird viel mehr als früher von Kontor zu Kontor verhandelt; Muster werden nur selten zur Börsenzeit vorgewiesen. Es geht jetzt, äußerlich gesehen, überhaupt sehr ruhig und fast behaglich zu auf der Danziger Börse, wenn die Seiten nicht gar zu schwierig sind. Wer nicht weiß, daß hier bedeutende Werte umgesetzt werden, daß die sachlichen und friedlichen Gespräche oft über die Beschäftigungsmöglichkeit vieler Angestellter und Arbeiter entscheiden, sieht nur gutgekleidete jüngere und ältere Herren, die, den Hut auf dem Kopf, herumstehen, sich die Hand schütteln, dann mit einem guten Bekannten auf den Wandbänken Platz nehmen und selten einmal etwas notieren. Einzig die Devisenbörse, die seit 1921 besteht, wirkt „amtlicher“. Da werden Zahlen ausgerufen, einige Herren scharen sich um die Brüstung, Papiere werden vorgewiesen und unterzeichnet. Ein stetes Kommen und Gehen herrscht in der Hauptbörsenzeit von 1 bis 2 Uhr mittags, aber, wie gesagt, das ist alles wieder friedensmäßig schlicht und würdig. Die „dunklen Ehrenmänner“ der Inflationszeit sind verschwunden, die wilden Dollar Schlachten jener Jahre verklungen. Man kennt sich wieder an der Danziger Börse. Die alten Grundsätze solider und zuverlässiger Geschäftsführung haben wieder Geltung.

Wenn die alten Räume reden könnten! Sie würden seltsame Geschichten berichten, nicht nur von Becherklang und frohen Liedern, auch von Sorgen und schweren Kämpfen, von raschem Glanz und jähem Sturz, von zähem Feilschen und weittragenden Entschlüssen.

In jenen Inflationsjahren tauchte der Plan auf, ein modernes Börsenlokal für Danzig zu errichten. Heute denkt wohl niemand mehr daran. Der Artushof wird noch lange der Danziger Kaufmannschaft als Börse dienen können, und Danzigs Kaufherren werden in diesem schönen Saal täglich neu daran erinnert, daß sie gute, alte Ueberlieferungen zu hüten haben zum Wohle der Allgemeinheit, zum Heil der alten Stadt Danzig.

## Maßspiele und andere Vorführungen vor dem Artushof

Von Dr. Siegfried Rühle

Die vornehme St.-Georgs-Brüderschaft, die sich in Danzig im Artushof ein prachtvolles Klubgebäude errichtet hatte, war wie ähnliche Gesellschaften in den anderen großen Städten Preußens, in Nachbildung der ritterlichen Brüderschaft des sagenhaften Königs Arthus gegründet worden. Sie sah deshalb auch neben der Pflege alter guter Sitten und vornehmer Geselligkeit ihren Stolz darin, daß ihre Mitglieder wie einst die Ritter der Tafelrunde des Königs Arthus, in allen ritterlichen Künsten geübt wären. Sie ahmten in ritterlichen Turnieren die Kämpfe dieser sagenhaften Helden nach und waren darauf bedacht, nur adlige Mitglieder in ihren Reihen zu sehen. Allmählich jedoch erweiterte sich der Kreis der Bürger, die Zutritt zum Artushof erhielten. Mit dem größeren Aufschwung, den die Stadt Danzig als Handelsplatz nahm und dem anwachsenden Wohlstand, der sich in weiten Kreisen der Bürgerschaft bildete, erhielten neben den alten Geschlechtern, die seit der Gründung der Stadt die führende Rolle gespielt hatten, auch andere Familien Ansehen und Einfluß; neben der vornehmen St.-Georgs-Brüderschaft entstanden auch andere „Bänke“, Bruderschaften, denen reichgewordene Handelsherren, Schiffer, Brauer und andere angehörten. Außer den Handwerkern erhielten schließlich alle Großbürger das Recht, an den Festlichkeiten im Artushof und den täglichen Zusammenkünften, die dort stattfanden, teilzunehmen.

Damit war der Charakter der Gesellschaft, die sich im Artushof bewegte, ein durchaus anderer geworden. Gleichzeitig trat auch die Bedeutung der ritterlichen Turnierübungen, die von der St.-Georgs-Brüderschaft gepflegt worden waren, immer mehr zurück. Nicht mehr der adelige Ritter der Tafelrunde des Königs Arthur, nach dem die Junker der St.-Georgs-Brüderschaft geblickt hatten, war das ideelle Vorbild der Mitglieder des Artushofes, sondern der wehrhafte Großbürger, der durch seine Erwerbstüchtigkeit in der Lage war, als Reitersmann sich zum Kampfe für seine Vaterstadt auszurüsten und zu stellen.

Es war natürlich, daß der Rat der Stadt den Waffenstolz und die kriegerische Tüchtigkeit seiner Bürger zu schätzen wußte und deshalb die Fortführung der Traditionen der sagenhaften Artusrunde in diesen bürgerlichen Formen billigte und zu fördern sich bemühte. Er gab deshalb stets gern seine Einwilligung zur Feier des Mairitts, des großen Volksfestes, das von den Mitgliedern des Artushofes unter Anführung der vornehmen St.-Georgs-Brüderschaft bei allgemeiner Anteilnahme der Stadtbürgerschaft alljährlich begangen wurde. Am Pfingstmontag versammelten sich früh morgens um 4 Uhr die Junker der St.-Georgs-Brüderschaft vor ihrem Schießgarten an der Georgs-Halle, also wohl auf dem heutigen Kohlenmarkt, alle zu Roß in glänzender Rüstung. Bald zog die vornehme Gesellschaft unter rauschender Musik zum Hagelsberg. Voran gingen die Hofpfeifer, die vom Rat für diesen Tag mit neuen Röcken und Mänteln, roten Fahnen und weißen Quasten an ihren Trompeten und Trommeln ausgerüstet waren; die Führung hatte der „Maigras“, der im Jahre vorher gewählt worden war. Am Hagelsberg nahm der prächtige Reiterzug Aufstellung und erwartete die Ankunft der Ratsherren, die vom Rat der Stadt als Vertreter der Obrigkeit zu diesem Fest entsandt worden waren. Sie kamen, begleitet von einer zahlreichen, festlich geschmückten Dienerschar, angeritten. Die Stadtknechte, oft 25 und mehr an der Zahl, hatten an diesem Tage das Ehrenkleid, das ihnen alljährlich vom Rat geschenkt wurde, zum ersten Male angelegt. Hierauf fand eine Besichtigung der versammelten wehrhaften Großbürger statt, eine Art Parade, wie wir heute sagen würden. Jeder mußte nachweisen, daß er die Waffen und Ausrüstungsstücke, zu denen er durch seinen Bürgereid verpflichtet war, auch wirklich besaß und in gutem Stand hielt, „daß die Harnische, Spieß und Wehren rein bei der Hand gehalten werden“. Ob und wieweit hierbei auch Proben militärischer Tüchtigkeit, etwa durch irgendein Vorbeireiten oder ähnliches, abgelegt werden mußten, läßt sich nicht mehr feststellen. Gelegentlich trat dieser militärische Appell, der am Vormittage des Festtages vorgenommen wurde und stets einen wichtigen Teil des „Mairitts“ bildete, beherrschend in den Vordergrund, wenn der Rat die Stärke seiner wehrhaften Bürgerschaft und ihre gute Ausrüstung besonders deutlich zeigen wollte. So ordnete er 1515, als kriegerische Verwicklungen drohten, behördlicherseits an, daß sich ein jeder Bürger „mit in den Mai rüsten solle, ein jeder nach Gelegenheit zu Fuß und zu Roß“. Ähnlich ließ der Rat 1552 zum Empfang des polnischen Königs Sigismund August außer von der stattlichen Reiterschar, die in voller Rüstung einherzog, noch von vielen hundert Fußgängern in reicher Bewaffnung — es waren im ganzen weit über tausend Bürger — den Maigrafen einholen, um so von der kriegerischen Tüchtigkeit der Bürgerschaft den richtigen Eindruck zu erwecken.

Nach dieser militärischen Besichtigung des Festzuges traten die Junker der St.-Georgs-Brüderschaft, die ursprünglich den „Umritt“ allein unternommen hatten und augenscheinlich auch in späterer Zeit die Festleitung allein in Händen behielten, zur Wahl des neuen „Maigrasen“ zusammen. Der Gewählte wurde zum Zeichen seiner Würde mit einem Maienkranze, später mit einem wertvollen Kranze von Perlen, geschmückt und führte dann mittags den glänzenden Zug in die Stadt zurück. Das war natürlich eine hohe Auszeichnung für einen jungen Danziger Bürgersohn, unter dem Jubel der Menge, von einem der Danziger Bürgermeister und einem

Rats herrn bis zum Artushof geleitet zu werden! Welche Pracht und welchen stolzen Reichtum die vornehmen Danziger Patriziergeschlechter an diesem Festtage entfalteten, Welch regen, begeisterten Anteil die Bürgerschaft an diesem frohen Umzuge nahm, das zeigt das bekannte Bild von Ernst Röber im weißen Saale des Rathauses. Außer dieser Ehre erhielt der Maigraf noch einen vollständigen Panzer vom Rat zum Geschenk und mancherlei Vergünstigungen, die ihm nicht unbedeutende wirtschaftliche Erleichterungen einbrachten. Damit wollte man die Bedeutung des Festes heben und die jungen Leute aus den vornehmen Familien ganz besonders bestimmen, die alten Bräuche zu pflegen und sich als Vorbild in militärischer Tüchtigkeit zu zeigen. Beim Festmahl, das bald darauf im Artushof stattfand, nahm der Maigraf den Ehrenplatz ein; oft waren Könige und Fürsten, altadlige Herren und Gesandte mächtiger Staaten als Gäste des Rates dabei und waren Zeugen seines Triumphes.

Am Nachmittag wurde ein Königsschießen abgehalten, das im Garten der St.-Georgs-Brüderschaft, später am Hagelsberg stattfand. Hier wurde der Sieger zum König gekrönt; verschiedene Preise, die der Rat gestiftet hatte, gelangten zur Verteilung. Auch dadurch wollte die Obrigkeit der Stadt den Eifer der Bürger, sich in kriegerischen Künsten auszubilden, anspornen. Wie sehr man damit Erfolg hatte und wie tüchtig die Danziger Bürger für den Ernstfall ausgebildet waren, das sah man besonders bei der Belagerung vom Jahre 1577, als die Stadt ihre Selbständigkeit und ihre religiöse Freiheit in zähem Kampfe erfolgreich gegen die Angriffe des polnischen Königs Stephan Bathory verteidigte. Nach all diesen Umzügen und Uebungen fand der Festtag seinen Abschluß mit einer abendlichen Tanzfestlichkeit auf dem Artushof. Auch hier stand der Maigraf und der Schützenkönig im Mittelpunkte der ganzen Feier.

So war der Mairitt ein wahres Volksfest, an dem die Bürgerschaft der Stadt die stolze Jugend der vornehmen Geschlechter in ihrer kriegerischen Tüchtigkeit bewunderte. Erst in der schweren Zeit des beginnenden 17. Jahrhunderts verlor der Mairitt, der seit dem 15. Jahrhundert regelmäßig veranstaltet worden war, immer mehr seine Bedeutung. Die Entwicklung des Kriegswesens in Europa ließ damals die Feuerwaffe in den Vordergrund treten, während die Reitertruppen gegenüber den Landsknechten zu Fuß an Wert einbüßten. Damit verlor der Mairitt für die militärische Ausbildung der vornehmen Stadtjugend seine Bedeutung, und damit hörte auch die Begünstigung, mit der der Rat diese Veranstaltungen gefördert hatte, auf; sie verschwand mehr und mehr und wurde wohl 1611 zum letzten Male in Danzig abgehalten. Nur das Schießen, das am Nachmittag des Festtages abgehalten wurde, durfte noch, allerdings mit mancherlei Einschränkungen, fortgesetzt werden.

Mit der Einstellung des Mairitts verlor die vornehme St.-Georgs-Brüderschaft immer mehr ihr altes Ansehen. Schon am Ende des 16. Jahrhunderts hatte sie viel an Bedeutung eingebüßt, als sie ihre alten Kampfspiele, das „Stechen“, hatte einstellen müssen. Dieses ritterliche Festspiel, das nur von den Junkern der St.-Georgs-Brüderschaft veranstaltet wurde, fand alljährlich zur Fastnachtszeit vor dem Artushof statt. Es war hervorgegangen aus dem angeblich vom König Arthur eingeführten „Reiten nach der Tafelrunde“. Jedes Mitglied der St.-Georgs-Brüderschaft war, so scheint es, verpflichtet, einmal dieses Kampfspiel mitzumachen; eine Art Bestimmungsmensur, ähnlich wie sie in studentischen Korporationen üblich ist. Jeder, der hierdurch eine Probe seines Mutes abgelegt hatte, der, wie es in einer alten Artushof-Ordnung heißt, „zu ehren des hofes geritten hatte“, durfte an bestimmten reservierten Sitzbänken bei den Festlichkeiten der Brüderschaft und ihren täglichen Zusammenkünften Platz nehmen.

Es traten bei einem solchen „Stechreiten“, wie es auch genannt wurde, jedesmal nur einige Paare an, meist vier Junker, die in karnevalistisch-phantastischer Art geschmückt, im Einzelkampfe mit Lanzen gegeneinander anrückten. Die Herren des Rates und wohl auch weite Kreise der

Bürgerschaft, sahen sich diese Kampfspiele auf dem Platz vor dem Artushof mit an. Im allgemeinen war es wohl ein harmloses sportliches Vergnügen, das hier getrieben wurde, doch kamen auch nicht selten Verwundungen oder Arm- und Beinbrüche vor. Unter den vornehmsten Familien, deren Söhne an diesen Stechspielen teilnahmen, kam es leicht mal zu Zank und Streit. So war einst eine stolze Patrizierdame, Katharina Finkenberg, darüber empört, daß der Sohn eines ehemaligen Bauern sich an diesem Turnier beteiligen wollte, da sie ihn nicht für standesgemäß hielt. Sie bestimmte deshalb einen Edelmann, der in ihrem Hause als Gast weilte, das Turnier mitzumachen und dadurch den nichtadligen Bewerber auszuschließen. Der Fremde wurde mit Hilfe guter Freunde zum Stechen ausgerüstet und mit einem Kartenspiel phantastisch ausgeschmückt. Bei diesem Kampfspiel ereignete sich noch ein anderer unliebsamer Zwischenfall. Der Fremde weigerte sich, als er nunmehr in der Kampfbahn erschienen war, seine Zustimmung dazu zu geben, daß der Sieger den ersten Preis der St.-Reinholds-Brüderschaft schenken sollte. Durch diesen Einspruch, den einige Schiedsrichter als berechtigt anerkannten, gab es Mißstimmungen, die die Abhaltung der Spiele für Jahre hinaus gefährdeten. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden die ritterlichen Spiele immer seltener und verschwanden allmählich.

So war der Artushof verschiedentlich der Mittelpunkt froher Festlichkeiten, bei denen die Mitglieder der St.-Georgs-Brüderschaft und der anderen Gesellschaften aus den geschlossenen Räumen ihres Klubhauses heraustraten und die ganze Bürgerschaft der Stadt an ihrem frohen Treiben teilnehmen ließen. Dabei legten sie Zeugnis ab von dem kriegerischen Geiste, der in ihren Reihen lebendig war, und spornten dadurch ihre Mitbürger an, es ihnen gleichzutun in ihrem Streben, sich als wehrhaftste Bürger für die Verteidigung der Vaterstadt militärisch auszubilden.

## Eduard Ludwig Garbes Wochenblatt „Der Artushof“ im Jahre 1881

Von Walther Faber

Es war ein glücklicher Gedanke, als Eduard Ludwig Garbe sein im Jahre 1881 erscheinendes Unterhaltungsblatt noch der altvornehmen Stätte der Geselligkeit „Der Artushof“ benannte, ebenso wie die Schriftleitung der „Danziger Neuesten Nachrichten“ recht daran getan hat, diesen beziehungsreichen Titel für ihre wöchentliche Unterhaltungsbeilage zu übernehmen.

Eduard Garbe war neun Jahre zuvor mit einer poetischen Bearbeitung Danziger Sagen hervorgetreten; mit dieser Gedichtsammlung, in der sich fast durchweg dichterisches Gefühl, formales Können und echter Volkston vereinigen — es sei nur an „Die Brigittenglocke“, „Vom Ofen im Artushof“ und „Der Papagei des Johannes Hevelius“ erinnert —, hat er sich einen bleibenden Platz unter den Danziger Dichtern errungen. Weniger bekannt ist sein journalistischer Versuch im Jahre 1881.

Sein „Artushof“ erschien im Verlage Langowski & Haarbrücker als achtseitige Sonntagsbeilage zur „Danziger Volkszeitung“, die ebenfalls seit langem wieder eingegangen ist. Es war sicherlich kein Zufall, daß kaum zwei Jahre zuvor das „Danziger Dampfboot“, das auch nach seiner Glanzzeit unter Wilhelm Schumacher (1831—1837) bis zuletzt eine gewisse Bedeutung behauptete, sein Erscheinen eingestellt hatte. Das gleiche Schicksal hatten in jenen Jahren auch die „Neuen Wogen“, Volksblatt für Unterhaltung, öffentliches Leben, Lokal- und Provinzialinteressen, ereilt.

Da machte sich Garbe frisch ans Werk; die Gelegenheit schien günstig. Anknüpfend an die Traditionen Schumachers war sein Ziel, die Leserwelt

von der platten Tagesliteratur abzulenken und dafür Interesse für Dichtung, Kunst und Geschichte zu wecken und zu stärken. Die bittere Enttäuschung ist auch ihm, wie so manchem Idealisten, nicht erspart geblieben. Von vornherein fehlte es ihm an Mitarbeitern; die Last der Schriftleitung lässt sich nicht dauernd von den Schultern eines Mannes tragen. So stellte das Blatt bereits mit Nr. 26 sein Erscheinen ein; 1816 war die „Gedana“ des feinsinnigen Gelehrten und Plauderers Gotthilf Löschin an dem gleichen Uebelstande zugrunde gegangen!

Der Inhalt des Halbjahresbandes, der in zwei Exemplaren auf der Stadtbibliothek und sicher noch in vielen Privatbüchereien vorhanden ist, zeigt außerordentliche Vielseitigkeit. Besonders liebevoll gehegt ist das Gebiet der Dichtkunst; neben vielen Proben aus seinem „Sagenbuche“ und preußischen Volksliedern bringt Garbe eine ganze Reihe eigener lirischer Gedichte, von denen manches, trotz der konventionellen Formgebung jener Zeit, heute noch Beachtung verdient; so z. B. „Auf der See“, „Oliva“, und „Eine blonde Locke“, ein ähnliches Motiv wie in C. Ferd. Meyers „Reisebecher“.

Wertvoll ist ferner der Neudruck „Vergessener Danziger Dichter“; manch halb oder ganz verklungener Dichternamen taucht wieder auf: Lindenau, Täufel, Kluge, Elise Berger, vor allem aber Wilhelm Schumacher, ferner der Professor und spätere Bohnsacke Prediger Bärrensen und der blinde Dichter Friedrich Wilhelm Kramplitz:

### Auf Adlershorst bei Redlau (1842)

„Da liegt vor uns Unendlichkeit entfaltet,  
in seiner Allgewalt der Ozean;  
wie Tag auf Tag, wie Jahr auf Jahr zerrann,  
zerrinnt dort Wog' auf Woge, kaum gestaltet;  
und doch, o Meer! dein Wehen nie veraltet.  
Die Ufer deine Riesenarm' umfah'n  
noch jetzt, wie damals, als die Welt begann;  
wie groß ist über dir, der droben waltet!  
Der, als das All' er schuf, einst sprach zum Meere:  
Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter,  
hier sollen legen sich die stolzen Wogen;  
Anbetung dir! den staunend ich verehre,  
strahlst du im Farbenbogen mild und heiter,  
kommst dauernd du im Sturm dahergezogen.“ —

Im Prosateil nimmt der Neudruck der Jugenderinnerungen des Dichters und Philanthropen J. D. Falk „Leben des Johannes von der Ostsee“ und E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Der Artushof“ einen großen Raum ein. Daneben beanspruchen die Erinnerungen Garbes erhöhtes Interesse. Ein altes Bild führt uns nach dem Neugarten in ein zerfallendes Rokoko-Schloß, das sogenannte „Lindauer Haus“, in dessen rechtem Flügel zu Anfang des Jahrhunderts der biedere Schneidemesser eine kleinbürgerliche Schankwirtschaft eingerichtet hatte; ein altes Familienbildnis, das sich in das nüchterne Wirtszimmer verirrt hatte, macht damals auf den Knaben einen unauslöschlichen Eindruck, bis er es nach langen Wanderjahren beim Altertumshändler wiederfindet und erwirkt.

Köstlich auch, wenn die Großmutter von der Rokokozeit erzählt, wenn Baumann, der vielbegehrte Friseur, schon am Abend vor den Festtagen kam, um die Damen zu frisieren, und wie diese dann auf hochlehnnigen Armstühlen eines unruhigen Schlummers genossen, um das kunstvoll à la cœur frisierte Toupet nicht zu beschädigen; oder wir wandern 1841

mit dem Großonkel auf den Bischofsberg und kosteten mit ihm das köstliche Stolzenberger Bier aus altertümlichen Zinnkannen.

Andere Beiträge zeigen wissenschaftliche Vertiefung in die Danziger Vergangenheit; so führt ein umfangreicher, tiefdrückender Aufsatz „Aus vergessenen Tagen“ an das Sterbelager Martin Opitz, und in dessen geistvollen Freundeskreis: Bürgermeister Joh. Czirenberg, Prediger Niclausius, Peter Titius und Hofmaler Barth. Strobel.

Dann plaudert er wieder über den Danziger Dialekt, Hausinschriften, Böker oder eine Seeschlacht Danziger Kaufleute mit Seeräubern an der portugiesischen Küste — immer anregend, belehrend, kein Gebiet überschend. Im Gegensatz zum „Dampfboot“ vermissen wir Theaterkritiken, dafür werden aber zwei Danziger Theaterzettel aus den Jahren 1733 und 1771 zum Abdruck gebracht: So wurde am 30. November 1771 im Theater, das sich von 1730 bis 1801 an der jetzigen Reitbahn befand, von der bekannten Schuhischen Gesellschaft zunächst „zu gehorsamster Bezeugung der ehrfurchtvollsten Dankbarkeit und Ergebenheit gegen eine hochlöbliche, hochansehnliche Danziger Kaufmannschaft“ das Singspiel „Der Großmut der Kaufleute“, anschließend „Minna von Barnhelm“ aufgeführt.

In den letzten beiden Nummern ergreift Garbe energisch das Wort gegen die zunehmende Verunstaltung des altehrwürdigen Danziger Stadtbildes; er mengte sich damit in einen Kampf, den Professor Joh. Carl Schulz schon lange vor ihm begonnen hatte. Garbe darf aber als treuer Mitkämpfer wie auch als Sammler nicht übersehen werden; besaß er doch, wie er selbst sagte, neben dem Besitzer des „Lachs“, Maler Stryowski und Baumeister Otto, die reichhaltigste Sammlung Danziger Altertümer, aus der er wertvolle Stücke dem Museum überließ. Mit bitteren Worten klagt er über die Verunstaltung des Frauentors, der Georgshalle, des ehemaligen Stadthofs, des Grünen Tors wie auch über die sinnlose Niederreißung des Brigitten- und Dominikanerklosters; die Schale des Zorns und Spottes über den stolzen Besitzer eines geschmacklosen Neubaus in der Hundegasse gießt er in einem witzigen Gedichte aus, das heute noch nichts an Wirkung eingebüßt hat:

„Kennst du das Haus mit Fenstern hoch und breit?  
Man sagt, es sei aus Sobieskis' Zeit —  
wo sich der Renaissance Gitter zart  
mit „zopfgem“ Eisenwerke traulich paart,  
plump, mit Pilastern, Jesuitenstils,  
im Mischmasch spottend jedes Kunstgefühls . . .“

Das ist ein Haus, so bunt und wunderschön,  
wie Danzig nie ein zweites hat gesehn,  
wie keins auch jemals war in alter Zeit; —  
doch der's gebaut, hat daran seine Freud.  
Es sei geschützt vor jedem Ungemach —  
Gut war der Wille, doch die Tat sehr schwach.“ —

Schon mit diesen kurzen, meist nur andeutenden Ausführungen dürfte der Nachweis erbracht sein, daß der „Artushof“ ein beachtlicher Versuch war, die geistige Kultur zu vertiefen. — Trotz seines Mißerfolges haben wir daher die Pflicht, Garbe, dem Dichter der Danziger Sagen, auch für diese literarische Gabe dankbar zu sein!

# „Lohengrin“ auf der Zoppoter Waldbühne

Von Carl Lange

Trotz stürmischer und oft dunkler Tage sind die Aufführungen der Waldoper auch in diesem Jahre vom Regen verschont geblieben. Wenn da und dort einige Tropfen fielen, so wurde das Wetter von Tag zu Tag besser, und die letzte der fünf Aufführungen war sowohl an Besucherzahl wie künstlerischer Leistung der Höhepunkt. Wieder war die Besetzung mit ersten Wagner-Sängern unter Leitung von Professor Dr. Max von Schillings hervorragend.

Die romantisch-symbolische Handlung übte auf die Tausende von Zuschauern eine starke und nachhaltige Wirkung aus. Der Beginn der Abenddämmerung, die allmählich in die Sternennacht überging, hat sowohl für die Sänger wie für die Zuschauer einen Zauber, den keine geschlossene Bühne in gleicher Weise ausüben kann. So blieb die Gesamtwirkung eine ungewöhnlich starke, so daß kleinliche Bemängelungen, die der Deutsche immer machen muß, dem tiefen Eindruck gegenüber nicht standhalten können. Bewundernswert ist die Hingabe der beiden verantwortlichen künstlerischen Leiter Max von Schillings und Oberregisseur Hermann Merz. Das Urteil hervorragender Kritiker aus dem Reich, die den Aufführungen beiwohnten, bestätigt die hohe Bedeutung, die unsere Waldoper weit über die Grenzen hinaus gewonnen hat. Wir werden über Einzelheiten mit einer Reihe von Bildern in dieser Zeitschrift noch berichten. Man spürte die große Liebe und Arbeitskraft, mit der Hermann und Etta Merz wieder, unermüdlich, die szenischen Bilder schufen.

Mitten im internationalen Treiben Zoppots hat hier deutsche Kunst eine würdige Stätte gefunden, deren innerer Wert in dem abgetretenen Gebiet unschätzbar ist. Wir wollen all denen von Herzen danken, die dazu beigetragen haben, das schwierige Werk auf der schönen Zoppoter Waldbühne in so ausgezeichneter Form zur Aufführung zu bringen.

Die Fülle des Materials hat uns leider gezwungen, einige Beiträge aus diesem Heft herauszunehmen, und zwar Wolfgang Federau: „E. T. A. Hoffmann und der Artushof“; Gotthold Frotscher: „Ein Danziger Kantoren- und Organisten-Spiegel vom Ende des 18. Jahrhunderts“; Georg Lichen: „Zwei Frauen“. Diese Beiträge folgen im nächsten Heft.

## B u c h b e s p r e c h u n g e n

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Die Werke sind die Quintessenz eines Geistes; sie werden daher, auch wenn er der größte ist, stets ungleich gehaltreicher sein, als sein Umgang, auch diejenigen im wesentlichen erlegen, — ja, ihn weit übertreffen und hinter sich lassen.

Schopenhauer

1926. • 77 S. mit 16 Abb. im Text und auf 3 Tafeln.

Während es für das Hochgebirge eine ganze Anzahl von Büchern gibt, die sich mit Erfolg der Aufgabe unterziehen, dem Wanderer und Naturfreund, der nicht Naturforscher vom Fach ist, eine Anleitung zum Kennenlernen der charakteristischen Vertreter der Pflanzenwelt und ihrer mannigfachen Beziehungen zu Klima, Boden usw. zu geben, fehlt es an derartigem

H. Steffen: „Führer durch die Flora und Vegetation Masurens und angrenzender Gebiete“. Leipzig, Kommissionsverlag von K. O. Weigel,



# Kurhaus Zoppot

Inhaber:  
**Paul Koss**

HOTEL U. RESTAURANT  
I. RANGES

Prachtvolle  
Wein- und Bierterrassen mit  
Blick auf das Meer

## „Sanssouci“

Weinkuppel, Prachtbau im Kur-  
hause, in vornehmer, stilvoller  
551] Ausstattung

WEINRESTAURANT  
Anerkannt erstklassige Küche

## Wie lange noch!

wollen Sie mit der Beseitigung  
Ihrer Korpulenz warten? Kennen  
Sie die Gefahren, die Ihnen durch  
übermäßige Fettleibigkeit drohen?

## Korpulenz macht auf!

Beginnen Sie sofort eine Entfettungskur  
mit Hegro-Reduktionspillen, preis-  
gekrönt mit Ehrendiplomen. In kurzer  
Zeit erhebliche Gewichtsabnahme. Ärztlich  
glänzend empfohlen. Kein starker  
Leib mehr, sondern jugendlich schlanke,  
elegante Figur. Garantiert unschädlich.  
Keine Diät. Viele tausend Dankschreiben.

Sanitätsrat Dr. med. J. B. schreibt:  
„Hegro“-Reduktionspillen sind wohl ge-  
eignet, natürlichen Fettsatz zu be-  
seitigen. Das Präparat ist mehrfach  
von mir mit Erfolg verordnet worden.

Preis: Karton mit Gebrauchs-  
anweisung 4 M. Porto 30 Pf.

**Depot: Elefanten-Apotheke,**  
**Berlin, Leipziger Straße 74**  
**Minerva - Apotheke, Berlin-**  
**Charlottenburg, Bismarckstr. 81**  
[615]

gerade für die Teile unserer Heimat, die wir nicht nur bei Gelegenheit einer einmaligen Reise, sondern auf häufigen kleineren und größeren Ausflügen während des ganzen Sommers durchstreifen, noch fast ganz. Und doch bietet auch hier die Pflanzewelt nicht wenige Erscheinungen, die, in dem richtigen Zusammenhang gesehen, des tiefergehenden Interesses keineswegs nur des speziellen Pflanzengeographen wert und in hohem Maße dafür geeignet sind, das Bild von den charakteristischen Zügen der Landesnatur zu ergänzen und zu vertiefen. Für das schöne Masurenland wird diese Lücke in trefflicher Weise ausgefüllt durch das vorliegende, im Auftrage der Vereinigung für Heimatkunde im Regierungsbezirk Allenstein herausgegebene Büchlein. Im ersten Teile werden eine Anzahl von charakteristischen und bemerkenswerten Vertretern der mazurischen Flora, vor allem nach ihrer Herkunft und Verbreitung, geschildert, wodurch der Blick zugleich auch auf die tiefgreifenden Veränderungen gelenkt wird, die die pflanzliche Bodenbedeckung seit der letzten Eiszeit erfahren hat. Der zweite Hauptteil ist den für das Landschaftsbild so bestimmenden, in ihrem Wechsel auf engerem Raum vornehmlich durch Eigenschaften des Bodens bedingten Gesellschaftsverbänden der Pflanzenwelt, den Formationen, gewidmet, von denen neben sonnigen Hügeln und Landfluren vor allem die Wälder und Moore in ihrer wechselnden Ausbildungswweise gekennzeichnet werden. Die Textabbildungen bringen eine Anzahl von Pflanzenarten zur Darstellung, die Tafeln geben einige charakteristische Vegetationsbilder. Möge dem Buche der verdiente Erfolg beschieden sein, daß recht zahlreiche Naturfreunde es benutzen, um ihre Kenntnis der Heimat auch nach dieser Richtung hin zu erweitern.

W. Wangerin

**Das deutsche Westpreußen.** Zu-  
sammengestellt von Karl Joseph  
Kaufmann. Verlag der „Deutschen  
Rundschau“, Berlin.

**Max Worgitski: Ostpreußen.**  
**Selbstbestimmungsrecht oder Gewalt?**  
Eine Antwort auf die Srokowskische

Schrift „Aus dem Lande des schwarzen Kreuzes.“ 35 S. mit Kartenbeilage. Berlin W 50, „Deutsche Rundschau“ G. m. b. H. 1,20 RM.

Zu den Büchern über den Korridor gehört das kürzlich erschienene Werk „Das deutsche Westpreußen“, mit Abbildungen von Urkunden zur Geschichte des Deutschtums von Westpreußen in Stadt und Land zu polnischer Zeit. Der gründliche Kenner dieser Fragen, Archivrat Dr. Kaufmann, bietet hier klare Beweise und hat in mühevoller Arbeit eine wertvolle Zusammenstellung geschaffen, die nicht nur dem Historiker, sondern jedem Deutschen nicht oft genug wieder zum Bewußtsein gebracht werden kann.

Im gleichen Verlage erschien die äußerlich nicht sehr geschmackvolle Broschüre „Ostpreußen, Selbstbestimmungsrecht oder Gewalt?“, deren Verfasser, Max Worgitzki, durch seine Führerarbeit im Abstimmungskampf in Ostpreußen bekannt ist. Um so wertvoller ist der innere Gehalt der Schrift, der die Gefahren des abgetrennten Ostpreußens darstellt und die Notwendigkeit, ihnen offen und klar ins Auge zu sehen.

Müller-Ahrend

H. S. Merriman: Varlaš von der Garde. Deutsch von Marta Dunsbny, Danzig. „Danziger Neueste Nachrichten“. 1925. 4 RM.

Irma Spangenberg: Joch und Jugend. J. S. Steinkopf, Verlag in Stuttgart. 1925. 6 RM.

Merriman, der bekannte englische Schriftsteller († 1903), beginnt mit der Durchfahrt Napoleons (Juni 1812) durch Danzig und der Reise zur großen Armee: der russische Feldzug steht bevor. Wir machen den Marsch mit bis Moskau, erleben den Brand Moskaus und den furchtbaren Rückzug, sodann die leidvolle Belagerung Danzigs durch die Russen mit allen ihren Nöten und Krankheiten; kurz vor der Übergabe Danzigs (Januar 1814) endet das Buch. Auf diesem historischen Hintergrund spielt sich in Danzig das wechselvolle Geschick eines französischen Emigranten mit seinen beiden Töchtern ab, der Mitglied des Tugendbundes ist. Einen treuen Beschützer haben diese drei Personen in dem alten französischen Soldaten

# Otto Goetz Nachf.

Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112

Gegründet 1888

Genußmittelfabriken

Essig

Mostrich

Mineralwasser

Fruchtsäfte

Essenzen

566] Grätzer

engl. Porter

Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

Danzig

Langfuhr

Zoppot

[567]

Roeckl-Handschuhe



Weltmarke

# DEUTSCHER BOTE

Monatsschrift

[403]

für

Literatur und Kunst.

Reichhaltig illustriert, mit zahlreichen Kunstbeilagen.

Abonnementspreis vierteljährlich Gm. 3.60 (3 Hefte)

oder in entsprechender

— fremder Währung —

Man verlange Probenummer

Aeltere Nummern zu dem Sonderpreis von 60 Pfg.

Verlag „Deutscher Bote“  
Harder & de Voss, Hamburg 1.

Barlausch von der Garde, der bei ihnen einquartiert ist und schließlich sein Leben hingibt für die Rettung der jüngsten Tochter. Dieses vorzügliche, mit feinem Humor gewürzte Buch ist auch eine vortreffliche Jugendlektüre.

Irmgard Spangenbergs Roman, mit außerordentlich feiner Kunst der Charakteristik aufgebaut und wundervoll erzählt, beschränkt sich nur auf Danzig als Schauplatz. Er setzt ein mit dem 14. Januar 1813, kurz vor Beginn der Belagerung, und endet bald nach dem 2. Januar 1814, dem Tage der Räumung Danzigs durch die Franzosen. Viel Jammer und Elend, Not und Seuchen ziehen über Danzigs Bürger in diesem Jahr dahin, verstärkt noch durch französische Tyrannie, aber auch das stille Helden-tum lernen wir kennen: die Danziger lassen sich nicht unterkriegen. Heinrich Rose ist der Held der Geschichte, der später so berühmte Chemiker, der damals als Apothekerlehrling in Danzig zum Manne heranreiste. Neben ihm stehen seine beiden so verschiedenartigen und auch politisch so verschiedenen eingestellten Freunde und drei reizende Mädchengestalten, auch sie im Charakter durchaus Gegensätze und doch gute Freundinnen. Auch dies ein Roman, der als Geschenk für unsere Jugend, besonders aber für die Mädchen, nur aufs wärmste empfohlen werden kann.

Dr. Bruno Wilm

## „FREIE PRESSE“

Blatt der Deutschen  
in Polen

[338]

Das nachweislich verbreitetste  
deutsche Nachrichtenblatt  
:: im ehemaligen Kongreßpolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschstums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt aufrechtzuerhalten.

Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint  
:: die Wochenschrift ::

## „Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

## „FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung

**LODZ, Petrikauer Straße 86**

Fritz Mielert: **Treue Ostmark.**  
Ein deutsches Pflicht- und Ehrenbuch  
mit 79 Bildern. Verlag von Fr. Wilh.  
Ruhfus, Dortmund.

Es ist doch eine hoherfreuliche Tatsache, daß immer mehr Bücher über die Landschaft des deutschen Ostens erscheinen; wir danken das besonders auch den Verlegern im Reich. Der Dortmunder Verlag Ruhfus hat sein Buch „Treue Ostmark“ mit liebevollem Verständnis und prächtig geschilderten Wanderungen von Fritz Mielert gebracht und bezeichnet es als ein deutsches Pflicht- und Ehrenbuch. Möchte es und damit auch die Landschaft des Ostens recht viele Freunde finden! Das Buch enthält schöne Abbildungen von gut bekannten Stätten unseres Ostens.

Thomas

Carl Georg Heise: „Lübecker Plastik“. Verlag Friedrich Cohen, Bonn.

Als neuer Band der von Dr. Walter Cohen, Düsseldorf, herausgegebenen „Kunstbücher deutscher Landschaften“ erscheint der Band „Lübecker Plastik“, der 88 trefflich reproduzierte Abbildungen und einen knapp gefassten Text bietet und ein anschauliches Bild gibt von der hochstehenden Bildhauerkunst der norddeutschen Seestadt. Vom 14. bis ins 16. Jahrhundert führt uns das Buch, das sich den früheren Erscheinungen der Schriftenreihe ebenbürtig an die Seite stellt und allen Kunstreunden Freude und Gewinn bedeuten wird.

Hans Gäfgen

Hans Heinrich Chrler: „Die Reise in die Heimat“. Verlag Kösel & Pustet, K.-G., München.

Ein reines Buch, ein reiches Buch! Ein Werk, in dem die Heimatliebe singt, innig und beglückend, wie erster, früher Amselruf. Mergentheim, das rasch aufsteigende Bad, das in des Dichters Jugendtagen eine beschauliche, geruhsame Kleinstadt war, ist die Stadt, in die Chrler heimkehrt aus der weiten, kalten Welt. Mit liebevoll rückwärts gewandtem Blick schreitet er alte, nimmer vergessene Pfade, tritt er in Gotteshäuser ein und in den Friedhof, wo die Eltern ruhen und manch lieber Freund. Es geschieht wenig in diesem Buche, das ganz Stimmung und Wohllaut ist. Es geschieht wenig und doch unendlich viel: Ein Mensch vom Leben auf- und niedergedrungen, ein Mann, um dessen Antlitz Stürme und Winde wehnen, kehrt zurück zum Erdenwinkel, dem er entsprossen und singt ihm ein hohes Lied; er, der einmal die wundersamen Verse gefügt:

O Heimat, wir sind alle dein,  
wie weit und fremd wir gehen!  
Du hast uns schon im Kinderschlaf  
ins Blut hineingeschen.

Kein Weg ist, den wir heimlich nicht  
nach einem Heimweg fragen.  
Wer ganz verlaufen,  
wird im Traum zu dir zurückgetragen.

Hans Gäfgen

Der „REVALER BOTE“ [480]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalschen Zeitung“) ist das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertreibt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschtums in Estland. \* Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.

Regelm. Schiffislisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezug vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 3.70 GMk., ohne Beilagen 3 GMk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenanträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

Baltische Blätter  
vereinigt mit den  
Baltischen Nachrichten

8. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrusslands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den 481] Organisationen in Deutschland.

Monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Ostbuchhandlung G.m.b.H., Berlin W 30  
Mohstraße 22.

# Bannerträger

eine politische Zeitschrift

Herausgeber: Hans Ebeling, Münster i. W.  
Schriftleiter: H. Thümmel, Münster i. W.,  
Friedenstraße 19, 1.

Letzte Heft:

**Englandheit:** Die englische Tradition — Fußball — Labour-Party — Die englischen Jugendbünde — England und Deutschland — Briefe aus England.  
**Heft 4/6 1925:** Die deutsche Marinepolitik — Preußen-Offizier und Führer — Abd el Krim — Die französische Armee — Polen — Schweiz.

Bezug durch das zuständige Postamt.  
Bezugspreis 1.— Mk. das Vierteljahr.

Einzelhefte vom Versand

**Karl Ducoffre, Wesel (Rhld.),**  
Flughafenstraße 8.



## Reisegespräch des Königs Friedrich II. von Preußen im Jahre 1779

Mit einem Vorwort von

**J. v. Goetz und Schwanenspieß**

65 Seiten, geh. RM. 2.—  
eleg. Ganzlbd. RM. 3.—

Wir sehen den großen König vor uns als Greis, gebückt unter der Last der Jahre, die seinem Lande schwere Gefahren und dauernde Kämpfe gebracht hatten. Siegreich hat er eine Welt von Feinden überwunden. Jetzt im Alter bleibt ihm die Zeit, sein Land zu besuchen, dem die Segnungen des Friedens zuteil geworden sind. Er verläßt sich nicht auf schriftliche Einlagen und auf die Berichte seiner Beamten — er überzeugt sich selbst. Sein durchdringendes Auge sieht den Erfolg der Verbesserungen — sieht auch, was noch fehlt und was noch geschaffen werden kann. Kurz und bestimmt sind seine Anordnungen, seine Fragen treffen den Kernpunkt. Dazwischen läßt Humor. — Wohlwollen und Fürsorge, besonders für seine alten Krieger. Die schlanke nervige Herrscherhand hält statt des Degens den Krückstock, auf den sich der gebeugte Körper stützen muß. Aber in leuchtender Klarheit beherrscht sein Geist die Aufgabe, die er sich gestellt hat. Mehr denn je leuchtet heute einem jeden, der von echter Vaterlandsliebe beseelt ist, Friedrich des Großen Bild.

**Verlag Georg Stille,**  
Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65

## Preußische Jahrbücher

Herausgeber Dr. Walther Schotte  
Band 205, Heft 3 September 1926

Aus dem Inhalt:

**Eduard von Wertheimer:** Kronprinz Friedrich Wilhelm und die spanische Hohenzollern-Thronkandidatur (1868—1870).

**Hans Meydenbauer:** Aktion und Reaktion!

**Victor Naumann:** Europäische und nationale Staatsmänner.

**Herman George Scheffauer** Ambrose Bierce.

**Hasso v. Wedel:** Warum scheiterte Koltschak?

**Hans Schmohl:** Reiseindrücke aus Albanien.

**Walther Schotte:** Das Erbe Steins.

Preis pro Heft 2.— Goldmark

Berlin NW 7

Georg Stille

Soeben erschienen:

# Das Werden in der Weltwirtschaft

Beiträge von M. J. Bonn / F. Demuth  
P. Eltzbacher / F. Eulenburg / J. Hirsch  
G. Martius / M. Palyi / W. Prion  
J.W. Reichert / W. Schöcking / E. Tiessen

Herausgegeben von der

## Industrie- und Handelskammer zu Berlin

Mit einem Geleitwort von

**Franz von Mendelssohn**

Präsident der Industrie- und Handelskammer zu Berlin

287 S., geh. RM 6.—, in Ganzl. geb. m. Umschlaggoldprägedruck RM 8.50

Der Industrie- und Handelskammer zu Berlin erschien es geboten, eine sachliche Prüfung der Frage eintreten zu lassen, wie weit die Wiederanknüpfung der überstaatlichen Beziehungen nach Kriegsende gediehen sei. Zu diesem Zwecke ließ sie durch namhafte Wirtschaftsführer eine Untersuchung dieser wichtigen Probleme vornehmen, deren Ergebnisse in diesem Werke gesammelt sind.

**GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW 7**

Vor kurzem erschien:

# Sport-Wirtschaft-Volksgesundheit

von

**Dr. Th. Lewald**

Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Deutschen Reichsausschusses f. Leibesübungen

geheftet 80 R-Pfennig

**GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW 7**

# Adler-Apotheke

Oliva, Am Schlossgarten 12

Telephon Nr. 69



[620]

**H. Geißler**

## Walter Frommann

Fleischermeister

Oliva, Markt 2 :: Telefon 5



[622]

Feinste Fleisch-, Wurst-  
und Aufschnittwaren

# Ostseebad Zoppot

Die nordische Riviera

Herrliche Natur \* Mildes Klima

Hochelegantes Kurleben

Moderne Seebadeanstalten

Warmbad mit sämtlichen medi-  
zinischen Bädern u. Inhalatorium

Trinkkuren nach Original  
Kissingen und Reichenhall

Kasino mit Roulette u. Baccara

Künstlerische Kurgartenkonzerte

Reichhalt. Vergnügungsprogramm

487]

Die Badekommission

# M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Großhandlung  
für Kurzwaren, Besatzartikel  
Trikotagen u. Strumpfwaren

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den  
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da  
täglich Eingang von Neuheiten.

[568]

# Schloß-Hotel und Café in Oliva

(neben der Post, vis-à-vis dem Schloßgarten) Telephon: 35

Täglich:

Künstlerkonzert und Tanz  
Gute warme Küche bis 2 Uhr  
nachts — — Billige Preise

Probierstube à la Aschinger,  
sämtliche Speisen u. Getränke  
je 0,20 G. Billiger Flaschen-  
verkauf außer dem Hause

Hochelegante Terrasse

Bis 4 Uhr nachts geöffnet

F. Zühlke

[500]

# Wilhelm Bodtke WURSTWAREN

Fleischermeister

**ZOPPOT,** Danziger Straße 3  
und Markt 2

Tel.: 38

nach pommerscher  
und thüringer Art

[577]

# M. A. Hasse Nachf., Danzig

Zigarren- und Tabak-Fabriken

**Kontor:** Altstädtischer Graben 4/6. — Telefon 856

**Fabrikation:** Weidengasse 35/8, Tor 4 (Gewehrfabrik)

Telefon 5514

[501]

Gegründet 1894 **CARL FIERKE** Gegründet 1894

OLIVA, Danziger Straße 10-11

Fernsprecher 56

[628]

**HOLZ- UND KOHLEN-HANDLUNG**  
**BAU-MATERIALIEN**

Fuhrwerks-Wage am Platze

# Möbel-Fabrik **H. Scheffler** Kunsttischlerei

gegr. 1876 DANZIG gegr. 1876

## Preiswerte Wohnungs-Einrichtungen in großer Auswahl

Fernruf 614  
und 5762

Fabrik und Ausstellungsräume: Am Holzraum 3—4

[516]

Fernruf 614  
und 5762



# **Paul Radtke**

Pelzwaren-Mode-Haus

Gr. Wollwebergasse 11 **Danzig** (Paterre und I. Etage)

Telefon 1914

[569]

## Pelzwaren

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen

gegr. 1864



### Optische Höchstleistung Handlichstes Format!

Das sind die Kennzeichen der  
hochwertigen Taschenprismengläser

### Theatis u. Tourix

3½, 5, 6 und 8 fache Vergrößerung,  
für Theater, Sport, Reise und Jagd!

Durch das patentierte Moeller-Dach-  
kantprisma mit Ersparnis von 2 Glas-  
flächen im Strahlendurchgang wird  
eine bisher unerreichte Lichtstärke  
erzielt.

Druckschriften kostenlos

Verkauf durch Fachgeschäfte

### J. D. Moeller, G. m. b. H.

Optische Werke, Wedel b. Hamburg



## Auskunft

in allen

### Reise- und Verkehrs- Angelegenheiten

erteilt die

### Danziger Verkehrszentrale E. V.

Fernsprecher 107  
Stadtgraben 6

\*

Besorgung von Sichtvermerken

[542]

Bestellen Sie das vor kurzem erschienene Werk von  
Geheimrat Dr. A. Miethe:

## "Die Dame mit der Kamera".

Das Buch wird Ihnen ein unentbehrlicher Führer und Berater sein, wenn Sie sich mit Amateur-Photographie beschäftigen oder beabsichtigen, dies zu tun. Der Verfasser des kleinen Werchens ist eine weltbekannte Autorität auf dem Gebiete der Photographie. Das Buch enthält reiches Abbildungsmaterial und kostet broschiert 4 M., in Leinen gebunden 5 M.

---

**Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW 7.**

---

## **An den deutschen Adel**

Politische Betrachtungen  
zur Zeitgeschichte

von

**Rochus  
Freiherr v. Rheinbaben**

\*

**Verlag:**  
**Georg Stilke, Berlin NW 7**  
**Dorotheenstraße 65**

87 Seiten  
in Halbleinen gebunden  
RM. 2.50

\*

Diese Schrift richtet sich an den deutschen Adel, doch gilt sie allen, die sich zur Führung in Deutschland berufen fühlen, allen, die verpflichtet und fähig sind, geistig mitzuarbeiten am dem Geschick Deutschlands. In knappen Sähen gibt der Verfasser an Hand geschichtlicher Tatsachen die Entwicklung der geistig-politischen Ideen in Europa und weist auf zwei große Strömungen in der europäischen Geschichte hin: auf dem Gebiete der Humanität in forschreichendem Maße an Stelle brutaler Gewalt das Recht zu sehen und auf dem Gebiete der Politik und Wirtschaft das einigende Moment immer stärker hervortreten zu lassen. Man erkennt, daß die deutsche Politik der letzten Jahre, die Rheinbaben in scharfen Umrissen zeichnet, in der Linie dieser geschichtlichen Entwicklung liegt und, so unvollkommen die Ergebnisse von Locarno und London auch sein mögen, in ihrer Richtung doch die Erfüllung alter politischer Völkerträume zu suchen ist.

# Danziger Rechtsbibliothek

**Die Gesetze der Freien Stadt Danzig**

Herausgegeben von

**Geh. Oberjustizrat Dr. Crusen**

Präsident des Obergerichts der Freien Stadt Danzig

Soeben erschien:

**Nr. 2: Gerichtskostengesetze und Gebührenordnungen**

von Rechnungsrevisor Kurt Schulz

169 Seiten, geb. RM 5.— oder D.G. 6.—

**Nr. 3: Das Danziger Aufwertungsgesetz**

von Obergerichtsrat Dr. Reiß

94 Seiten, geb. RM 4.— oder D.G. 5.—

**Nr. 4: Danziger Mietrecht**

von Landgerichtsrat Dr. Meyer

geb. RM 6.— oder D.G. 7.50

**Nr. 5: Das Danziger Steuergrundgesetz**

von Oberregierungsrat Dr. Gallasch

256 Seiten, geb. RM 8.— oder D.G. 10.—

In Vorbereitung befinden sich folgende Nummern:

**Nr. 1: Wegweiser durch das in Danzig geltende Recht**

von Obergerichtsrat Kettlitz

**Nr. 6: Gerichtsverfassungsgesetz**

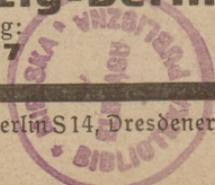
von Obergerichtsrat Dr. Voigt

Im Gebiet der Freien Stadt Danzig gilt das deutsche Recht in der am 10. Januar 1920 gültigen Fassung, jedoch mit vielen Veränderungen und Einschränkungen. Die Feststellung der im Staatsgebiete anzuwendenden Vorschriften ist für den in Danzig tätigen Richter, Beamten, Anwalt und Geschäftsmann schwierig und zeitraubend, für den außerhalb wirkenden kaum möglich, weil nur für wenige Gesetze authentische Texte vorhanden sind. Diesem Mangel wird die „Danziger Rechtsbibliothek“ abhelfen, indem sie von den wichtigsten Gesetzen korrekte Ausgaben des in Danzig geltenden Textes, zu einzelnen auch kurze Erläuterungen bringt. Die Tätigkeit des Herausgebers hat der Präsident des Obergerichts der Freien Stadt Danzig übernommen, für die Bearbeitung der einzelnen Materien ist die Mitwirkung hervorragender Mitglieder des Senats, der Richterschaft und der Anwaltschaft der Freien Stadt gesichert.

**Verlag Georg Stilke, Danzig-Berlin**

Auslieferung für Freistaat Danzig:

**Danzig, Langgasse 27**



# Preußisch-Süddeutsche 254. Klassen-Lotterie

Zur I. Klasse, Ziehung 15. und 16. Oktober, empfehle

$\frac{1}{8}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{1}$	Lose	Doppellos
3.— RM.	6.— RM.	12.— RM.	24.— RM.		48.— RM.

**STILKE, Lotterie-Einnehmer,**

Berlin W8, Unter den Linden 14

Postscheck Berlin 31 110.

Soeben erschien:

Schriftenreihe der „preußischen Jahrbücher“ Nr. 20  
Notizen zur neueren spanischen Literatur

von Hermann Bahre

Steif broschiert 3.— RM.

Die verwinkelte seelische Struktur dieses Landes erschließt sich in der einzigartigen Studie dem divinatorischen Blick des Dichters und schöpferischen Kritikers in unvergleichlicher Weise. Man wird diesen Essay Hermann Bahrs zu den klassischen Arbeiten über Spanien zählen müssen.

**GEORG STILKE, VERLAGSBUCHHANDLUNG, BERLIN NW 7**

## Der Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“

ist in Angelegenheit der Zeitschrift jeden Donnerstag zwischen 11 und 1 Uhr vormittags im Büro der neu eröffneten Buchhandlung Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27, zu sprechen (Telefon 5169). Die Ostdeutschen Monatshefte sind von nun ab sowohl hier wie im Zweiggeschäft Buchhandlung Stilke, Langfuhr, Hauptstrasse 8 (Telefon 41182) zu haben und zu abonnieren. Die Anzeigenverwaltung untersieht wie bisher Herrn Oberst Weinlig

Die Anzeigen für den Freistaat Danzig werden von der Anzeigenabteilung der Ostdeutschen Monatshefte, Oliva bei Danzig, Schefflerstraße 2, Tel. Oliva 148, erledigt. Zahlungen aus dem Freistaat bitte dorthin zu richten.

Anzeigen für Tilsit durch Georg Krause, Sprindgasse 4, für Brandenburg durch Hans Büttner, Charlottenburg, Havelstr. 7, für Norddeutschland durch Arthur Wittmann, Hamburg, Esplanade 45, für das übrige Deutschland durch Georg Stilke, Berlin NW 7, Dorothystraße 65.

Bankkonto: Delbrück, Schidler & Co., Berlin W. Postscheckkonto: Berlin 28 489.

$\frac{1}{1}$  Seite RM. 75.—, OG. 93.—  $\frac{1}{2}$  Seite RM. 45.—, OG. 57.—

$\frac{1}{4}$  Seite RM. 25.—, OG. 31.—  $\frac{1}{8}$  Seite RM. 15.—, OG. 19.—

Vorzugsplätze wie Umschlagseiten, Anzeigen vor dem Text, erste und letzte Seite nach dem Text

$\frac{1}{1}$  Seite RM. 90.—, OG. 114.—  $\frac{1}{2}$  Seite RM. 50.—, OG. 62.—

$\frac{1}{4}$  Seite RM. 30.—, OG. 38.—

Bei 3 x Aufnahme 10 %, bei 6 x 20 % bei 12 x 30 % Rabatt.

**„Sport und Gesundheit“ \* „Ich  
helfe Dir“ \* „Für die Familie“ \* „Zu-  
friedenheit“ \* „Nach der Arbeit“**

Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der  
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-  
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige

[329]

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pommern, Kreis Marienburg, Marienwerder u. die Grenzmark Posen - Westpreußen

**EDUARD WESTPHAL  
DANZIG, ELISABETHWALL 9**

**Größtes**

**Zeitungsausschnittsbüro der Welt**

**Adolf Schustermann, Berlin S016, Rungestraße 22-24**

Gegründet 1891

Liefert Ausschnitte aus dem textlichen u. Inseraten-teil von 1000 Zeitungen u. Zeitschriften über jedes Interessengebiet. Sonderabteilungen für Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie, Baubranche.

**Erste Referenzen — Sachgemäße Bedienung**

Verlangen Sie unverbindliches Angebot

[626]